Österreichisch-Ungarische



Revue



Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

32. Band 1904

2. Heft

Dichtkunst.

1. Waldesfrüh. Von Louis Metzl. — 2. Aus den „Rosen" des Jowan Jowanowitsch. Übersetzt von Dr. Milan Savić. — 3. Ich und mein Lieb. Von Egid Filek v. Wittinghausen. — 4. Unser Freund Georg. Von Karl Huffnagel.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Volkswirtschaftliches. — 4. Kunstausstellungen: Hagenbund. Von Agathon. — 5. Besprechungen und Notizen: Alfred v. Lenz, Lebensbild des Generals Uchatius. Von Dr. Karl Fuchs. — Die Horen. Von K. H.



Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England.

Von **Dr. David Angyal**, Budapest.

(Fortsetzung.)

Elisabeth sprach die Wahrheit. Sie hatte wirklich die Absicht, den Kaiser mit dem Sultan auszusöhnen. Diese Absicht hatte sie schon vor Kakas Ankunft, doch ist es gewiß, daß die siebenbürgische Botschaft die englische Vermittlungsarbeit beschleunigte. Dr. Parkins wirkte schon gegen Ende des Jahres 1593 in Wien im Interesse des Friedens, und Barton hatte anfangs 1594 den Auftrag bekommen, in Konstantinopel die Arbeit Parkins zu unterstützen. Barton korrespondierte mit Báthory über die Vermittlung, über die an Siebenbürgen gestellten türkischen Forderungen und über die Ausschreitungen, welche sich türkische Grenzoffiziere zuschulden kommen ließen. Er bekam dafür vom Fürsten auch Geschenke, die er erwiderte. Die Vermittlungsarbeit übernahm er ziemlich hoffnungslos im Jahre 1594. Die Pforte verlangte, daß der Kaiser demütig um den Frieden bitte und Barton versuchte Báthory zu bewegen, daß er seinen Einfluß am Wiener Hofe in dieser Richtung betätige.[8])

Es fiel schon den Zeitgenossen auf, daß die Königin sich um eine Sache bemühte, die doch zuletzt dem König von Spanien zu-

[8]) Berichte Bartons, Bibl. Cott. Nero. XII. Bd. (British Museum). — Pray: Epistolae procerum. III. Bd., S. 234. — Török-Magyarkori Államokmánytár (Ungar. Urkunden aus der Türkenzeit. I. Bd., S. 27).

gute käme. Man erklärte diese auffallende Tatsache durch die Erwägung, daß die ganze Vermittlung nicht ernst gemeint sei. Man hatte nämlich einst die Königin damit beschuldigt, daß sie den Türken gegen die Christenheit ermuntere und nun fühle sie das Bedürfnis, ihre gute Gesinnung zu zeigen.[9]) Diese Auffassung war nicht grundlos und es ist noch zu bemerken, daß es zweifelhaft sei, ob Elisabeth den Frieden nicht eher im Interesse der Türken als des Kaisers herbeiwünschte.

Sigismund Báthory war zu diesem Vermittlungsgeschäft nicht zu brauchen. Der Fürst wollte mit der Hilfe Bartons die Pforte hintanhalten, auch besänftigen, aber an den Frieden dachte er gar nicht. Barton konnte sich schon im Juni 1594 die Überzeugung verschaffen, daß Sigmund ganz andere Gedanken habe. Zu jener Zeit bekam Stephan Óvári, der Abgesandte Sigmunds in Konstantinopel, die Aufforderung seines Herrn, aus der Hauptstadt zu entfliehen, und diesen Befehl nur Barton mitzuteilen. Barton lieh ihm noch, „arm, wie er war", fünfzig Taler. Óvári ließ den fürstlichen Befehl absichtlich auf seinem Tische liegen und entkam glücklich aus der Türkei. Der Geschichtsschreiber Wolfgang Bethlen hält ihn für einen wohlunterrichteten und einsichtsvollen Mann. Barton hingegen rügt die Kurzsichtigkeit und Unüberlegtheit des Gesandten. Indem er nämlich den Befehl Báthorys auf seinem Tisch hinterließ, lieferte er den Türken einen klaren Beweis in die Hände, daß sein Fürst die Macht der Pforte gering achte. Ohne diesen Beweis hätte sich Báthory im Falle des Mißlingens darauf berufen können, daß Óváris Flucht eine eigenmächtige gewesen.[10]) Bald konnte Barton noch vollgültigere Beweise über die Unüberlegtheit Báthorys bekommen.

Wir meinen den blutigen Landtag von 1594, wo auch Balthasar Báthory, der Vetter des Fürsten, der wahnsinnigen Wut Sigismunds zum Opfer fiel. Andreas und Stephan, die Brüder des Ermordeten, wollten den Tod Balthasars rächen. Sie rechneten auf England, da sie dachten, daß die Königin eine mächtige und verläßliche Freundin ihres Hauses sei. Die Königin hatte wirklich öfter ihre freundschaftliche Gesinnung gegenüber der Familie des Polenkönigs

---

[9]) Thomas Birch, Memoirs of the Reign of Queen Elizabeth, London 1754. II. Bd., S. 251.

[10]) Berichte Bartons, Bibl. Cott. l. c. 17. und 30. Juni 1594.

Stephan betont, aber die Brüder Báthory nahmen diese Erklärungen viel zu ernst. In welcher Weise sie die Unterstützung Englands zu benützen wünschten, ist nicht klar ersichtlich. So viel ist sicher, daß sie Sigismund stürzen wollten, um Siebenbürgen von den Folgen seiner unsinnigen Politik zu erretten. Stephan Báthory war schon im Begriff, nach England zu reisen, um dort seine Pläne mit den englischen Staatsmännern gründlicher zu besprechen, als ihm Dr. Parkins im Namen der Regierung am 10. November 1595 mitteilte, daß die Reise nicht zulässig sei. Die Königin wünsche zwar die Errettung Siebenbürgens, doch solle sich Stephan Báthory nicht weiter bemühen, sondern sich in Geduld fassen und der göttlichen Vorsehung vertrauen. Ja, Elisabeth selbst schrieb an die Thronbewerber und ließ es deutlich erkennen, daß sie nicht gesonnen sei, für den Sturz Sigismunds mitzuwirken.[11]) Der Thronwechsel hätte die Grundzüge ihrer orientalischen Politik verwirrt.

Diese Politik wird durch den Umstand gekennzeichnet, daß Barton den Sultan im Jahre 1596 nach Ungarn begleitete. Der Pforte wäre jetzt der Frieden willkommen gewesen und Barton bemühte sich für denselben in zweifacher Richtung. Er sorgte dafür, daß die Verhandlungen zwischen den kriegführenden Parteien nicht unterbrochen werden, andrerseits versuchte er Sigismund Báthory und den Vojvoden Michael der kaiserlichen Sache abwendig zu machen.

Barton ermahnte den Fürsten, den Weg der politischen Klugheit nicht zu verlassen, seine Mahnungen scheinen auch einige Wirkung ausgeübt zu haben, was daraus ersichtlich, daß Kaiser Rudolf seinen siebenbürgischen Verbündeten vor den Verlockungen des englischen Botschafters zu warnen für notwendig hielt.

Doch bald bereute Sigismund, daß er dem Rate Bartons nicht folgte. Im Jahre 1599 beklagte sich sein Gesandter in Konstantinopel dem Nachfolger Bartons, John Lello gegenüber bitter über die Undankbarkeit des kaiserlichen Hofes. Báthory wünschte

---

[11]) Szádeczky, Erdély és Mihály vajda története. (Geschichte Siebenbürgens und des Vojvoden Michael) Temesvár 1893. S. 16. — Public Record Office, Turkey, 1595. — Brief Andreas Báthorys bei Simonyi, l. c. S. 192. — Stephan Báthory an Cecil, Bibl. Cott. Nero. IX. Bd., S. 214 (British Museum). — Calendar of State Papers 1595—1597. Domestic Series, London 1869. S. 125.

jetzt durch Lellos Vermittlung eine Versöhnung mit dem Sultan anzubahnen. Doch Lello wollte nichts tun, ohne die Ermächtigung seiner Regierung eingeholt zu haben und hörte nur mit Mißtrauen die Versicherungen und Pläne des wankelmütigen Fürsten.[12])

Das Mißtrauen wurde bald gerechtfertigt. Báthory verließ nach kurzer Zeit neuerdings Siebenbürgen und in den letzten Tagen des Jahres 1599 sprach man davon, daß er nach England reisen wolle. Nach einem Jahre berief sich Sigismund auf einen liebenswürdigen Brief der Königin Elisabeth, worin ihm jede mögliche Hilfe versprochen wurde. Mit der Anzeige dieses Briefes wollte Báthory den Mut seiner vielgeprüften Anhänger neu beleben. So viel ist gewiß, daß er seine Verbindungen mit England aufrechterhielt und daß auch die Königin, deren eben erwähnter Brief uns nicht bekannt ist, es jedenfalls gern gesehen hätte, wenn Báthory auf jenem Weg der politischen Klugheit geblieben wäre, auf welchen ihn der früh verstorbene Barton hingewiesen hatte.[13])

III.

Zeitalter Gabriel Báthorys und Gabriel Bethlens.

Die englische Gesandtschaft in Konstantinopel hatte von Anfang an für die beiden walachischen Vojvodschaften Interesse gezeigt. Harborne sicherte die Freiheit des englischen Handels in der Moldau, die Vojvoden Aron und Michael hatten es teilweise Barton zu danken, daß sie die Herrschaft in der Moldau und Walachei erlangten.[1])

Dieses Interesse ist also auf kommerzielle und politische Gesichtspunkte zurückzuführen. Möglich, daß ähnliche Rücksichten für die Regierung Jakobs I. auch damals maßgebend waren, als

---

[12]) Bericht Bartons vom 27. Mai 1597 (Public Record Office, Turkey). — Rudolf an Sigismund in den Memoiren Illésházi (Mon. Hung. hist. Serie II, VII. Bd.). — Lellos Berichte vom 21. März und 7. April 1599 (Public Record Office).

[13]) Bericht Unterholzers in Történelmi Tár, 1883. S. 737. — Instruktion Sigismunds für Paul Zegedi, 25. Dezember 1600, herausgegeben von Karl P. Szathmáry (Győri tört. és régészeti füzetek. IV. Bd.).

[1]) Haakluyt, Voyages. 1810. II. Bd., S. 290. — Von den Vojvoden Decius Barovius und Szamosközy. IV. Bd., S. 94.

sie die moldauische Thronkandidatur Stephan Bogdans aufs wärmste unterstützte. Doch hatte diese Kandidatur gewiß auch persönliche Ursachen. Bogdan hatte in der englischen Armee gedient, war 1608 auch in England gewesen und als er von dort nach Konstantinopel kam, kostete seine Sache dem englischen Botschafter viel Mühe und viel Geld. Trotzdem war jahrelang alles vergebens.[2])

Nicht gering war daher die Freude Thomas Glovers, als er erfuhr, daß sich Gabriel Báthory für die Kandidatur Bogdans erklärte. Der Fürst ließ dem englischen Botschafter sagen, daß er, als Protestant dem Schutzbefohlenen des englischen Königs zu seinem Ziele verhelfen wolle. Er hoffte nämlich, daß Bogdan durch den Einfluß des englischen Gesandten in die Lage kommen werde, ihn in seinem Kampfe gegen die walachischen Vojvoden mit bewaffneter Macht zu unterstützen. Aber die Pforte verbot 1611 den Auszug Bogdans und da merkte auch Glover, daß die Freundschaft Báthorys seinem Schutzbefohlenen eben nicht vom Vorteil sei. Bald unterließ auch die englische Botschaft, diese kostspielige Kandidatur weiter zu betreiben.[3])

Ein weiteres Feld der europäischen Politik eröffnet sich unseren Blicken, indem wir nun die Geschichte der englischen Beziehungen Bethlens betrachten.

Als Bethlen seinen ersten Angriff vorbereitete, rechnete er gar nicht auf die unmittelbare Unterstützung der protestantischen Mächte. Er wußte sehr gut, daß die Religionsgemeinschaft nur eine schwankende Grundlage der politischen Bündnisse sei. Dennoch erwartete er nach dem siegreichen Feldzuge des Jahres 1619 einen lebhafteren Ausbruch der protestantischen Sympathien. „Es wundert uns und wir können es kaum verstehen, daß die protestantischen Mächte, in erster Reihe England, sich in der jetzigen Sachlage so passiv verhalten.“[4]) Er hätte gewünscht, daß die genannten Mächte durch Entsendung ihrer Botschafter zur Erhöhung seines fürstlichen Ansehens beitragen würden. In dieser Erwartung wurde er getäuscht und eine gewisse Entschädigung für den Wegfall dieser öffentlichen

---

[2]) Hurmuzaki, Documente. Vol. IV, Part. II. — Venetianische Berichte aus 1608 und früher S. 262.

[3]) Berichte Glovers aus 1611 (Public Record Office, Turkey).

[4]) Szilágyi, Bethlen politikai levelei (Polit. Briefe Bethlens). Brief an Thurzó vom 15. April 1620.

Kundgebung bot ihm die heimliche Agitation der protestantischen und antihabsburgischen Gesandtschaften in Konstantinopel. Wir dürfen den Wert dieser geräuschlosen Wirksamkeit nicht gering anschlagen, da die Politik der Pforte Bethlen gegenüber anfangs kühl und zweideutig war und sich nur später für seine Zwecke ereiferte. Bethlen berief sich auch vor seinen Anhängern auf die Unterstützung der Botschafter, besonders des englischen.[5])

Als man am 17. November 1620 an der Pforte die Nachricht vernahm, daß der Pascha von Ofen die Festung Vácz (Waizen) überrumpelt habe, wurde dieses Ereignis dem englischen und holländischen Gesandten sofort durch Johann Köln, den Abgesandten der böhmischen Stände, mitgeteilt.

John Eyre, der Botschafter Jakobs I., verlangte am nächsten Tage Audienz beim Großwesir und frug ihn, wie diese Überraschung zu deuten sei. Der Großwesir wälzte alle Schuld auf den Pascha von Ofen, den er mit den schwersten Strafen bedrohte. Er beteuerte seine aufrichtige Freundschaft für Bethlen und sprach sein Bedauern darüber aus, daß er ihm die Festung nicht mehr zurückgeben könne.[6]) John Eyre war auch sonst ein warmer Anwalt Bethlens und des Pfalzgrafen Friedrich. Er bedauerte, daß seine Instruktionen es ihm nicht erlaubten, in der Geltendmachung der ungarischen und böhmischen Forderungen seinem holländischen Kollegen vorauszugehen.[7]) Bethlen dankte auch dafür und bat ihn, auch ferner seine gutgemeinten Bemühungen fortzusetzen.

Doch die Amtszeit Eyres war abgelaufen. Sein Nachfolger war Thomas Roe, der berühmte Reisende, Gelehrte und Diplomat. Carte nennt ihn einen weisen, erfahrenen und scharfsinnigen Staatsmann; die Intriguen seiner Gegner — so urteilt derselbe — hatten ihn niemals unvorbereitet gefunden und obwohl ihn seine Regierung oftmals vernachlässigte, waltete er stets mit Würde und Erfolg seiner diplomatischen Ämter.[8])

---

[5]) Gindely, Okmánytár Bethlen G. fejedelem történetéhez (Urkundenbuch zur Geschichte Bethlens). S. 171.

[6]) Ipolyi, Rimai levelei (Briefe Rimais). S. 234. — Bericht John Eyres vom 26. November 1620 (Public Record Office).

[7]) Bericht John Eyres vom 21. März 1621 (Public Record Office und Török-Magyarkori Államokmánytár (Ungar. Urkunden aus der Türkenzeit). I. Bd., S. 284.

[8]) John Maclean, Letters from George Lord Carew (in der Vorrede).

Seine Konstantinopler Gesandtschaftsberichte sind wichtige Quellen der ungarischen und auch der allgemeinen europäischen Geschichte. Roe beobachtete mit dem lebhaften Interesse des Staatsmannes und des Psychologen die Absichten Bethlens und die Verhältnisse des türkischen Reiches. Unter den fremden Zeitgenossen, die über Bethlens Laufbahn nachdachten, war Roe der bedeutendste. Er war auch unseres Wissens der erste, der vom türkischen Staate die Bezeichnung „krank" gebrauchte. Als er die Türkei verließ, faßte er seine Eindrücke in den Satz zusammen: „Dieses Reich mag noch bestehen, aber seine Macht ist im Sinken.[9])

Aus geschichtlichem und aus psychologischem Gesichtspunkte ist es gleich interessant, das Zusammenwirken und den Kampf zweier so hervorragender Diplomaten zu verfolgen, wie Bethlen und Roe. Wir sprechen von einem Kampfe, denn aus den Instruktionen Roes (September 1621) hätte man wahrlich nicht ahnen können, daß Roe und Bethlen jemals vereint vorgehen werden.

Jakob I. trug seinem Gesandten auf, den Angriff der Türken gegen die christlichen Mächte zu vereiteln. Als Roe am Ende des Jahres 1621 in Konstantinopel anlangte und die erste Nachricht des Nikolsburger Friedens vernahm, merkte er gleich, daß er sich mit Bethlen beschäftigen müsse und verlangte diesbezüglich Instruktionen von seiner Regierung. Man antwortete ihm, der König wolle mit Bethlen nichts zu tun haben, Roe möge ihn denjenigen überlassen, die sich bis jetzt mit ihm beschäftigt haben.[10])

Dieser Auftrag konnte nicht erfüllt werden. Es war Roe unmöglich, Bethlen gänzlich zu vernachlässigen. Der Fürst empfahl im August 1622 die Mission des nach Konstantinopel reisenden Grafen Thurn der Aufmerksamkeit Roes.[11]) Bethlen erwähnte den Reisegenossen Thurns, Andreas Kapy gar nicht, da er glaubte, daß der Name Thurns für Roe bedeutungsvoller sei, als der des siebenbürgischen Gesandten. Roe war nun den beiden Gesandten gegenüber in einer heiklen Lage: er hätte mit ihnen gar

---

[9]) The Negotiations of Sir Thomas Roe in his Embassy to the Ottoman Porte. London 1740. S. 176, 765, 809.

[10]) Negotiations, l. c. S. 3, 15, 28. — Der Brief Jakobs an Bethlen (Oktober 1621), der zuerst in Hormayers Archiv (1828. S. 433) veröffentlicht wurde, ist gefälscht.

[11]) Public Record Office, Turkey.

nicht verkehren sollen, da sie doch offenbar den Türken gegen die Christen aufreizen wollten. Hätte er sie wieder nicht anhören wollen, so würde er seine Sache mit den Türken verdorben haben, deren Wohlwollen ihm nicht gleichgültig war. Und endlich war er auch begierig, die Ziele der Gesandtschaft zu erfahren. Aus diesen Gründen empfing er die Gesandten, vernahm ihr Anliegen, protestierte aber dann gegen die Absichten Bethlens. Thurn gegenüber erklärte er, daß der Pfalzgraf auf Bethlen und die Türken nicht rechne, da die Konferenz zu Brüssel über die Zurückgabe seines Erblandes verhandle. Die Aufreizung des Sultans wäre eine willkommene Ausrede für den Kaiser, die Verhandlungen abzubrechen. Bethlen habe zwar freie Hand, dennoch wäre auch ihm nicht zu raten, sein Glück von der unverläßlichen und geschwächten türkischen Macht zu erwarten.

Roe sprach auch mit dem Großwesir über diese Angelegenheit. Den Vortrag Bethlens über die europäische Situation kritisierte er scharf. Bethlen stellte nämlich die Verhältnisse so dar, als ob sich die Pforte vor einer großen europäischen Koalition hüten müsse. Es war seine Gewohnheit, seine Ansuchen im Gefolge von phantastischen, politischen Erörterungen vorzutragen, meistenteils, um dadurch Stimmung zu machen. Roe erklärte diese offensive Koalition für eine Erfindung und während ihm die Paschas dafür Dank sagten, meldete er mit einem gewissen Stolze nach Hause, daß er den Kaiser von einem türkischen Überfall bewahrt habe.

Diese Zufriedenheit war nicht frei von Illusionen, da der Rat des Sultans die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht von Roes Erklärungen abhängig machte. Diese waren für den Rat nur insofern von Bedeutung, daß sie die Ziele der englischen Politik enthüllten. Andrerseits hatte Roe die wirkliche Absicht Bethlens richtig erkannt. Er sah wohl, daß es ihm nur um die Erlangung teilweiser militärischer Unterstützung zu tun war und dazu wollte Roe ihm nicht verhelfen. Jakob I. war mit Roe sehr zufrieden.[12])

Bethlen hatte dennoch nicht den Mut verloren. Er fühlte, daß die natürliche Interessengemeinschaft über die Schwierigkeiten, die aus subjektiven Neigungen entstanden, den Sieg davontragen müsse. Anfangs 1623 bittet er Roe nochmals, Thurn zu unter-

[12]) Negotiations. S. 75 ff.

stützen.[13]) Und jetzt war die Stimmung Roes dafür viel günstiger. Die schlechten Nachrichten, die aus Brüssel kamen, das Vorgehen der Liga gegen die Pfalzstädte Friedrichs hatten den Wunsch Roes stark erschüttert, im Namen der christlichen Solidarität dem Kaiser einen Dienst zu leisten. „Ich habe den Dorn aus der Löwenklaue gezogen, doch würde ich mich nicht in seine Höhle wagen, auf seinen Dank zählend.“ Er wagt es noch nicht, mit seinen früheren Instruktionen in direkten Widerspruch zu treten, doch erklärt er, Bethlens Geist und Tapferkeit seien noch nicht bekannt, doch werde er entweder viel Gutes oder viel Böses stiften. Konnte er seine Regierung nicht umstimmen, so wollte er Bethlen doch in erlaubter Weise nützlich sein. Bei dem polnisch-türkischen Friedensschlusse 1622 suchte er Siebenbürgens Vorteil zu fördern.[14]) Nur in der Frage des Angriffes auf kaiserliches Gebiet verhielt er sich neutral. Umsonst beteuerten Bethlens Gesandten, ihr Gebieter wolle kein Land für die Ungläubigen erwerben, nur die Beeinträchtigung der protestantischen Religionsfreiheit rächen. Roe blieb standhaft.[15]) Nichtsdestoweniger betrachtete ihn Bethlen, als er 1623 seinen zweiten Angriff vorbereitete, schon als Freund und befahl dem damals nach Konstantinopel reisenden Toldalagi, in seinem Namen den englischen Orator zu begrüßen und ihm seine Freundschaft zu empfehlen.[16])

Roe wünschte damals wirklich aufrichtig den Sieg Bethlens. Nur die verwickelte Politik Bethlens beunruhigte ihn und mit Widerwillen mußte er bemerken, daß Bethlen gleichzeitig bei der Pforte gegen den Kaiser eiferte und in Wien Verhandlungen pflog. Immer mehr mußte er aber die Fähigkeiten und Bedeutung des siebenbürgischen Fürsten einsehen, und als er 1623 von dem siegreichen Vordringen Bethlens hörte und bedachte, wie der Kaiser den Schwiegersohn seines Königs gedemütigt habe, entschloß er sich zu einem wichtigen Schritt, Ende November 1623. Ohne Auftrag seiner Regierung bat er im eigenen Namen die siebenbürgischen Gesandten, ihr Herr möge, wenn er mit dem Kaiser

---

13) Public Record Office, Turkey.

14) Negotiations. S. 123 ff.

15) Negotiations. S. 150 ff.

16) Török-Magyarkori Államokmánytár (Ungar. Urkunden aus der Türkenzeit). I. Bd., S. 392.

in Verhandlungen trete, auch die Zurückgabe des pfälzischen Erblandes fordern.

Diese Bitte, glaubte er, könne ihm nicht übel genommen werden, denn wenn der englische König auch noch immer an eine friedliche Zurückerstattung dachte, so konnte doch die Unterstützung des Sultans und Bethlens nur von Nutzen sein. Die siebenbürgischen Gesandten versprachen gelegentlich der Friedensverhandlungen, noch mehr zu fordern, als Roe erwähnt habe.[17])

In dieser Zeit kehrte der Prinz von Wales von Madrid nach London zurück. Der Plan der spanischen Heirat war noch nicht verworfen, der Gedanke einer friedlichen Zurückeroberung der Rheinpfalz war noch auf der Tagesordnung, aber Jakob I. erwähnte schon das Flectere, si nequeo — und setzte hinzu, er wolle auch Bethlen zur Hilfe rufen. Für diesen Plan ereiferte sich vornehmlich Rusdorf, der Gesandte des Pfalzgrafen. Ende 1623 erwähnte er dem Staatssekretär Conway gegenüber, der bayrische Herzog und die katholischen Fürsten hätten Angst vor den Erfolgen Bethlens und diese Furcht könnte gesteigert werden, wenn Jakob I. eine Botschaft an Bethlen sende, wenn auch bloß pro forma. Auch John Eyre unterstützte diesen Antrag und hätte auch nicht ungern die Botschaft selbst übernommen. Conway meinte aber, vor allem müsse das Bündnis mit Holland geschlossen werden und erst dann würde der König geneigt sein, mit Bethlen in Berührung zu treten.[18])

Nach Konstantinopel kam inzwischen die Nachricht, Bethlen habe seinen zweiten Feldzug plötzlich mit einem Waffenstillstande beendet und schon seien Friedensverhandlungen im Zuge. Zwar versicherten die siebenbürgischen Gesandten noch anfangs 1624 Roe, Bethlen werde den Frieden nicht eher schließen, bis der Kaiser die Rheinpfalz zurückgegeben habe, doch Roe sah deutlich, daß dies nur Schein sei, mit dem sich die Siebenbürger die Sympathien der protestantischen Mächte erwerben wollten und daß Bethlen nicht für Fremde gekämpft und verhandelt habe. Trotzdem verzagte er nicht, ließ Bethlen an sein Versprechen erinnern, ohne ihm aber die Fortsetzung des Krieges direkt zu raten. Von jetzt an aber konnte

---

[17]) Negotiations. S. 164 ff.

[18]) Memoires et négociations secrètes de Mr. de Rusdorf. Leipzig 1789. I. Bd., S. 146.

es Roe gar nicht verstehen, daß seine Regierung Bethlen nicht ermuntern wolle. Die bisherige Politik konnte ja den zähen Widerstand des Kaisers bei seinen Verhandlungen mit England nur stärken.[19])

In derselben Richtung, nur mit schärferen Worten, agitierte Rusdorf in London: „Derzeit", sagt er in einer vom Februar 1624 datierten Denkschrift, „könnte man das allgemeine Wohl auf keiner Weise wirksamer fördern, als durch Verhinderung des ungarländischen Friedens. Denn der Krieg in jenen fernen Gegenden ist eine nützliche Diversion für jene Fürsten, welche die anwachsende Macht des Hauses Habsburg befürchten. Se. Majestät, der englische König könnte nun diesen Zweck erreichen, entweder durch seinen Konstantinopler Botschafter, oder durch einen Brief an Bethlen oder durch eine eigene Botschaft. Der Inhalt der schriftlichen oder mündlichen Botschaft müßte sein: 1. Dank für die dem böhmischen König erwiesene Freundschaft; 2. Aneiferung, indem man ihm Hoffnung mache auf das Wohlwollen des englischen Königs; 3. der Antrag, er möge keinen Waffenstillstand oder Frieden schließen, ohne den böhmischen König eingeschlossen zu haben."

Nach einigen Tagen sprach Rusdorf auch mit dem Prinzen von Wales, von dem er mehr erwartete, als von seinem Vater. Dieser hegte Bedenken, ob das Geld, welches Rusdorf für Bethlen verlangte, zu guten Zwecken verwendet wäre und wollte hierüber Conways Meinung hören. Am 24. Mai 1624 erklärte der Staatssekretär dem Rusdorf, es wäre nicht angezeigt, Geld für Bethlen auszugeben, da man seinen Worten nicht trauen könne, wie es ja sein, Roe gegebenes Versprechen, beweist.

Bekanntlich schloß Bethlen mit dem Kaiser am 8. Mai 1624 den Wiener Frieden, ohne sich um den Pfalzgrafen zu kümmern, wahrscheinlich bezogen sich Conways Worte nur auf die Präliminarien dieses Friedens. Die englische Regierung brach die Verhandlungen mit Bethlen trotzdem nicht ab; eben damals erließ der Staatssekretär Calvert an Roe die modifizierten Instruktionen. Seit der ersten Instruktion 1621 habe sich die Lage gänzlich geändert — schreibt Calvert an Roe. Se. Majestät habe auf Anraten des Parlaments alle Verhandlungen bezüglich der Pfalz und der spanischen

---

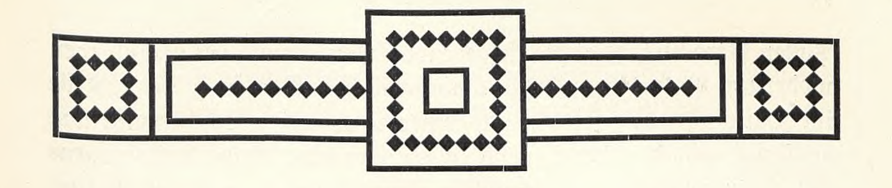
[19]) Negotiations. S. 202 ff.

Heirat eingestellt und sei jetzt entschlossen, das Erbe seiner Enkel auf anderem Wege zurückzuerobern. Der König halte es derzeit für geraten, wenn Roe in Konstantinopel die Unternehmungslust Bethlens schüren und seine Freunde zur Unterstützung des Fürsten aneifern würde, denn das Interesse Sr. Majestät verlange jedwelche Schwächung der kaiserlichen Partei. Nichtdestoweniger hielt es Jakob auch damals noch unter seiner Würde, an Bethlen einen Brief zu schreiben, wozu ihn Rusdorf, der an den Ernst Bethlens, den Frieden zu erhalten, trotz des Wiener Vertrages nicht glaubte, überreden wollte.[20])

[20]) Rusdorf, l. c. I. Bd., S. 236, 281, 310, 322. — Negotiations. S. 244.

(Fortsetzung folgt.)





Wilhelm Schuppe und Richard v. Schubert-Soldern — zwei Denker der Gegenwart.

Von **Franz Marschner**, Wien.

In dem Einfluß, welchen die Wissenschaften auf die Gesamtheit unseres Kulturlebens ausüben, hat sich innerhalb des letzten Menschenalters eine sehr bedeutende Wandlung vollzogen. Die Naturwissenschaften stehen nicht mehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses; mehr als sie selbst werden ihre Früchte auf dem Gebiete der technischen Erfindungen hochgeschätzt. An ihre Stelle ist die Soziologie getreten, jene Wissenschaft, welche mit der brennenden Frage der Gegenwart, der sozialen, im engsten Zusammenhange steht. In diesem Umschwung tritt ein Doppeltes klar zutage: zunächst wurde man sich bewußt, daß die Geltung der Naturwissenschaften in erster Linie der Förderung, welche die materielle Kultur durch sie erfährt, zuzuschreiben gewesen, dann aber zeigt sich nicht minder deutlich, daß die geistige Kultur in ihrer Höherwertigkeit wiedererkannt worden ist. Es kann somit nicht wundernehmen, wenn diese Veränderung sich auch an den Rückwirkungen spüren läßt, welche sie auf das Ansehen der Philosophie unserer Zeit hatte. Dieses ist in stetem Wachsen begriffen, wenngleich sie keineswegs noch zur beherrschenden Macht im Geistesleben geworden ist. Dem unbefangenen Betrachter mögen ja die Bestrebungen auf diesem Gebiete etwas Zerfahrenes, ja Chaotisches haben. Und es läßt sich nicht verkennen, daß dieser Eindruck durch den angedeuteten Übergang mitbedingt wird. Der lärmende Erfolg von Haekels „Welträtseln" weist darauf hin, daß die Naturwissenschaft nicht mehr ohne Philosophie auskommen zu können meint. Ostwalds Energetik, welche die Atomistik als verlorenen

Posten betrachtet, zeigt die tiefgehende Erschütterung der Grundlagen moderner Naturlehre durch philosophisches Denken. Der „Krise im Darwinismus" sei hier als einer verwandten Erscheinung nur beiläufig gedacht. Bezeichnend ist es, daß eine Reihe hervorragender Naturforscher, dem Beispiele Lotzes folgend, von der Naturwissenschaft zur Philosophie ganz übergegangen sind, so W. Wundt und E. Mach. Das verhältnismäßig erfreulichste Bild, das die Zusammenhänge der Naturforschung und Philosophie zeigen, bietet wohl die Gedankenarbeit Carneris dar; aber auch in ihr ist die Bedingtheit alles Philosophierens durch soziale Motive unverkennbar, denn sie ist zugleich die verkörperte Theorie des nunmehr einflußloser gewordenen Liberalismus. Kein Zufall ist es, daß die Popularphilosophie eines Tolstoi und Maeterlinck die Abwendung vom Geiste der Naturwissenschaften am schärfsten vertritt. Der Nachlaß Nietzsches hat den Beweis erbracht, daß der Denker in dieser mächtigen Persönlichkeit nicht minder groß und genial als der Dichter gewesen. Seine erkenntnistheoretischen Grundlagen sind entschieden materialistische, dem Boden der Naturwissenschaften entwachsene; seine sozialphilosophischen Endziele prägen den starrsten Individualismus aus. Umbrandet von den wildschäumenden Wogen so überaus mannigfaltiger und scheinbar sich widersprechender Gedankenströmungen erhebt sich ein felsiges Eiland, welches dem betrachtenden Blicke nicht bloß Ruhe gewährt, sondern auch die Bürgschaft bietet, daß die Gegenwart kräftige Keime einer gesunden philosophischen Entwicklung in sich birgt. Es ist das die Richtung der „immanenten Philosophie", deren Führer wir im nachstehenden würdigen wollen.

Den Namen gab dieser Gedankenbewegung ein zu früh verstorbener, hochbegabter Denker, M. R. Kauffmann, in seinem gleichnamigen Hauptwerke, sowie in der von ihm begründeten „Zeitschrift für immanente Philosophie". In einer trefflichen Einleitung zu dieser letzteren sprach er sich über den Begriff der Immanenz eingehend aus. An das Gegebene, an die Erfahrung solle alles Denken anknüpfen; als Erfahrung aber und als das einzig Gegebene gelten ihm lediglich die Tatsachen des Bewußtseins. Er schließt sich jedoch nicht der Auffassung dieser im Sinne J. G. Fichtes an, da ihm vielmehr *die Welt* das Subjekt ist, nicht das einzelne Ich, sondern den Gedankengängen Kants und Humes, bei voller

Würdigung der grundlegenden Vorarbeit Berkeleys. Den beiden großen Anregern Kant und Hume entsprechen denn auch genau die Verzweigungen innerhalb der zu betrachtenden Denkergruppe, und zwar in dem Sinne, daß die Philosophie Schuppes bewußter Weise auf Kant zurückgeht, während das Denken Schubert-Solderns entschieden auf Hume hinweist. Unabhängig von den drei bisher genannten Vertretern dieser Richtung und teilweise schon vor ihnen, hatte sich A. v. Leclair das große Verdienst erworben, in seinem „Realismus der modernen Naturwissenschaft" auf dem Wege positiver Kritik die Grundlagen der neuen Denkweise selbständig aufgedeckt zu haben. Eine gute Übersicht über die Gesamtheit der Vertreter dieser letzteren hat R. v. Schubert-Soldern am Anfang der Anmerkungen zu seinem Werke „Das menschliche Glück und die soziale Frage" gegeben. Hier können nur einige derselben, sowie wahlverwandte Charakterköpfe hervorgehoben werden. Unter jenen behauptet J. Rehmke eine eigenartige Stellung, sowohl in erkenntnistheoretischer als psychologischer Hinsicht. Der Titel seines Hauptwerkes „Die Welt als Wahrnehmung und Begriff" verrät schon die individuelle Gestaltung seiner Erkenntnislehre; für seine psychologische Auffassung sind einerseits die scharfen Distinktionen von Konkret und Abstrakt, Momentan und Stetig in ihrer Anwendung auf das Bewußtsein besonders bedeutsam, andrerseits die Aufweisung des Universalbewußtseins als der einzig möglichen Erklärungsquelle aller Erscheinungen individuellen Bewußtseins. J. Sokoliu geht über Kant bis zu Malebranche zurück und erklärt das Geistige als Synthese des Materiellen. Von den nächstverwandten Denkern seien Avenarius und E. Mach genannt. Wie nahe jener W. Schuppe wenigstens zu stehen scheint, geht schon aus dem Umstande hervor, daß dieser, wie ich überzeugt bin, irrtümlich, die Identität der Lehren beider behauptete. In meiner Abhandlung über die wissenschaftlich berechtigten Fassungen des Ichbegriffs (Zeitschr. f. immanente Phil., Bd. I) glaube ich mittelbar nachgewiesen zu haben, daß der Unterschied beider tatsächlich ein sehr bedeutender ist. Während man Schuppe nicht mit Unrecht eine Hinneigung zu Berkeley und Fichte vorgeworfen hat, führt die Anschauung von Avenarius in ganz entgegengesetzter Richtung konsequenter Weise über den Objektivismus zum Atomismus und Materialismus. Indem er die Ausschaltung der sogenannten Introjektion, d. h. aller wertsetzenden Deutung der angeblich unmittelbar vorzufindenden

Tatbestände der Erfahrung verlangt, zertrümmert er die Möglichkeit einer sinnvollen Weltansicht. Wenn E. Mach die Welt als Komplex von Empfindungen gefaßt wissen will, so spricht dies selbst am beredtesten dafür, daß diese Anschauung keineswegs identisch genannt werden kann mit der immanenten Philosophie, die ohne die überragende Geltung der Welt der Reproduktionen nicht zu denken ist.

W. Schuppe, ein gebürtiger Preußisch-Schlesier, steht gegenwärtig als o. Professor der Philosophie an der Greifswalder Universität mit seinen siebzig Jahren, ausgezeichnet durch die Würde eines geheimen Regierungsrates, wohl am Ende seiner akademischen Laufbahn. Er darf mit hoher Genugtuung auf ein an hervorragenden Werken reiches Denkerleben zurückblicken. Nachdem er in dem Buche „Über das menschliche Denken" sich würdig vorbereitet und durch dasselbe die Aufmerksamkeit Lotzes in besonderem Grade erregt hatte, schuf er vor nicht ganz einem Vierteljahrhundert seine bahnbrechende „Erkenntnistheoretische Logik". In ihr wird der vollständig geglückte Versuch unternommen, an Stelle der ganz unzureichenden formalen Logik eine materiale zu setzen. Diese geht zurück zu den Empfindungen als den ursprünglichsten Bewußtseinszuständen und analysiert in der denkbar schärfsten Art die Bewegungen des Denkprozesses; sie kommt zu gänzlich anderen Ergebnissen als jene in Bezug auf die Denkgesetze selbst. Ohne die durchgängige Wechselbeziehung von Erkenntnislehre und Logik ist diese selbst in solcher Fassung nicht denkbar. Und da ist es denn vor allem das IV. Kapitel: „Denken und Sein", welches in meisterhafter Weise die unbedingte Zusammengehörigkeit und tatsächliche Unzertrennbarkeit dieser beiden feststellt. Was ist, ist nur im Bewußtsein. Dieses aber hat keineswegs die Geltung eines Konkretums, sondern ist, ebenso wie das Sein ein aus dem gegebenen Ganzen der Wirklichkeit zu abstrahierendes Moment, also ein Abstraktum; selbstverständlich darum keineswegs etwas Unwirkliches. In seiner geistvollen Rektoratsrede über das metaphysische Motiv in der Geschichte der Philosophie hat Schuppe später gezeigt, wie, während ein Cartesius das Bewußtsein nur als Konkretes zu fassen vermochte, es erst Kant vorbehalten war, das Bewußtsein als Abstraktum zu fassen. In diesem Sinne, aber auch nur in solchem, ist Schuppe ein Geistesjünger, richtiger wohl Fortsetzer Kants. Wer die Hauptstelle in des letzteren „Kritik der reinen

Vernunft" über die „Synthesis der Apperzeption" aufmerksam gelesen, wird das eben Erwähnte bestätigen. Zwei Gedanken mögen hier besonders hervorgehoben werden, die für die Anschauungsweise Schuppes charakteristisch sind und sich insbesondere für seine praktische und Rechtsphilosophie als fruchtbringend erwiesen haben. Nie ist noch in so machtvoller Weise dargetan worden, daß es unmöglich ist, die Schranken des Bewußtseinszusammenhanges zu durchbrechen und zu einem transzendenten, d. h. alle möglichen Erfahrungen überschreitenden, nämlich vom Bewußtsein unabhängigen Sein zu gelangen. Die Gewalt dieser Darstellung ist um so merkwürdiger, als sie ganz und gar nicht durch die Kunst der Sprache unterstützt wird, sondern vielmehr die ungeheure Energie und Tiefe des Denkens in beständigem Kampfe mit der Widerborstigkeit des sprachlichen Darstellungsvermögens zu liegen scheint. Die Großartigkeit dieser wissenschaftlichen Gestaltungskraft, das Unerbittliche ihrer zwingenden Notwendigkeit sieht W. Jerusalem in seiner „Urteilsfunktion" ein und erkennt sie willig an, freilich nicht, ohne sich trotzdem wieder in die bequeme Schwäche eines transzendenten Realismus zu flüchten. Etwas Ergreifendes, ja Erschütterndes aber bekommt die Fassung des Bewußtseins bei Schuppe dadurch, daß er die Widersprüche des individuellen Ich mit jenem Bewußtsein, das als Abstraktum alle Einzelnen verknüpft und mit dessen Konsequenzen und Forderungen vollkommen zugibt, dabei aber den Läuterungsprozeß, in dem in steter Entwicklung das Einzelne dem Ganzen gegenüber begriffen ist, als eine geschichtliche Notwendigkeit betont. An dieser Stelle drängt sich die Bemerkung auf, daß bei aller Bewunderung der Tiefe und Kraft dieser Gedankenreihen die Klarheit, die nur durch die schärfsten Distinktionen zu erzielen gewesen, nicht überall gleichen Schritt mit jenen beiden Vorzügen zu halten vermochte.[1]) Immerhin bietet sowohl die Analyse der Denkgesetzlichkeit im großen Zuge wie insbesondere am Ende der Schlußlehre die ganz neuartige Kritik der Trugschlüsse Proben eines unübertroffenen Scharfsinnes. Hatte schon das „Menschliche Denken" in der Identität (d. i. der Wechselbeziehung von Gleichsetzen und Unterscheiden) und Kausalität die Grundpfeiler aller Denkgesetzlich-

[1]) Vgl. die obenerwähnte Abhandlung von mir, in welcher ich die Momente des Besonderen, des Allgemeinen und des Ganzen in ihrer Anwendung auf das Bewußtsein zuerst zu der ihnen gebührenden Geltung zu bringen gesucht habe, bei strengster Auseinanderhaltung ihrer Bereiche.

keit erkannt, so wird diese Auffassung nun mit erstaunlicher Folgerichtigkeit und Feinheit im einzelnen durchgeführt. Dabei bildet das Leitmotiv die grundlegende Einsicht, daß eine materiale Logik nicht wie die bisherige formale die Dinge als fertige, gegebene voraussetzen dürfe, sondern aufzuzeigen habe, wie aus dem Stoffe der Empfindungen vermittelst jener beiden Prinzipien der Identität und Kausalität die Dingbegriffe sich erst bilden. Hiebei wird die Auseinanderhaltung und Anwendung der beiden menschlichen Anschauungsformen: des Raumes und der Zeit von grundsätzlicher Bedeutung. Die so naheliegende Einteilung in Raum- und Zeitdinge wird nicht bloß zum ersten Male gemacht, sondern auch an der Hand zahlreicher Beispiele in überzeugender und anschaulicher Weise ausgeführt. Sehr möglich, daß die Zukunft den Fluß, in welchen durch die Auffassungen Schuppes und Schuberts auch die Dinge mit hineingerissen werden, nicht in gleicher Schroffheit anzuerkennen vermag; aber auch dann wird die ungemein verzweigte Analyse des Dingbegriffes als eine Denkerleistung hohen Ranges feststehen. Ehe wir von diesem Markstein in der Entwicklung der Logik scheiden, wollen wir noch des Begriffes der Wahrheit gedenken, den Schuppe aufstellt. Im Gegensatz zu den herkömmlichen Definitionen dieses Begriffes von Seite der formalen Logik, die alle auf offene oder versteckte Transzendenz hinauslaufen und bestenfalls sich auf die Übereinstimmung von Momenten der Wahrnehmungswelt mit solchen der Vorstellungswelt gründen, ist es nach Schuppe die Vollständigkeit der Erlebnisse sowie die vollvollkommene Klarheit, welche das Wesen der Wahrheit ausmachen.

Das zweite Hauptwerk Schuppes ist dessen „Ethik und Rechtsphilosophie". Offenbar gilt ihm für diese beiden philosophischen Disziplinen eine analoge Konzentration für notwendig, wie in Betreff der Erkenntnislehre und Logik. Die Ethik gründet er auf die Wertlehre. Er vermeidet hiebei den Eudämonismus, allerdings nicht ohne doch eine unbedingte Entsprechung von Lust und Wert als subjektiver und objektiver Momente vorauszusetzen. Wie Kant in seiner Kritik der praktischen Vernunft die Sittenlehre nur auf die Allgemeingültigkeit ihrer Maximen stützen zu können glaubt, so ist es eine unvermeidliche Wertschätzung, durch welche allein Schuppe die Ethik verankern zu können denkt. Nun mag wohl mancher den Kopf schütteln, wenn er liest, daß diese unvermeidliche Wertschätzung lediglich dem Bewußtsein zukomme,

und zwar in jener oben erörterten Fassung als Abstraktum. Es mag ja sein, daß die Formulierung dieses Gedankens anfangs sonderbar, ja vielleicht gesucht erscheint; der Kern dieses Gedankens aber dürfte sich trotzdem als dauernd wertvoll und haltbar erweisen. Nur die gänzlich neuartige Fortführung in jener Kantschen Tendenz dürfte dieser Erkenntnis anfangs in den Weg treten. Erwägt man aber, daß aller Wert seinen Sinn doch nur durch seinen unbedingten Bezug auf die Kultur hat, diese aber in der Herrschaft des Geistes über die Natur besteht, so dürfte das Fremdartige jenes Grundgedankens mehr und mehr schwinden und man wird dann geneigt sein, anzuerkennen, daß alles Wertvolle in der Tat sich nur auf das Bewußtsein zurückführen läßt, in dessen Wesen ja eben jene Herrschaft des Geistes, d. h. der Welt der Reproduktionen und des spontanen Prinzips liegt, wie es in dem auf konsequentes Denken gegründeten Wollen verwirklicht erscheint. Hiebei wird ebenso wie innerhalb der Erkenntnislehre und Logik die verhältnismäßig größere Ursprünglichkeit den Empfindungen, d. i. eben der Natur, zukommen, die erst vom Geiste, nämlich dem Denken und Wollen geformt werden muß; und damit geht Hand in Hand, daß nicht bloß geschichtlich, sondern auch systematisch die größere Ursprünglichkeit der Güter der materiellen Kultur sich aufweisen läßt, die ja, wie alles, was mit unserer Existenz unmittelbar zusammenhängt, die unentbehrliche Voraussetzung aller Höherentwicklung zu den Gütern der geistigen Kultur hin bilden. Indem Schuppe infolge des Mangels an historischem Sinn einerseits und infolge seiner Herrennatur, die ihn von der Benützung fremder Gedanken instinktiv fernhält, andrerseits die Aufdeckung solcher Zusammenhänge verschmähend, in unbeirrbar gerader Linie den Weg des strengen Systematikers verfolgt, hat er ohne Frage das Durchdringen eben jenes höchst bedeutungsvollen Grundgedankens erschwert. Dazu kommt wohl noch, daß sich hier auch jene Einseitigkeit rächt, mit welcher Schuppes erkenntnistheoretische Logik das Bewußtsein ohneweiters mit dem Denken gleichsetzt, während einem unbefangenen Betrachter jenes immer von den Momenten des Fühlens und Wollens untrennbar erscheinen wird. So hat ja auch schon Lotze als den Unterschied von Vernunft und Verstand eben jene Wertempfindung, also Gemütsmomente bezeichnet, welche von diesem letzteren ausgeschlossen sind. Und es ist klar, daß nur auf die Vernunft in solchem Sinne,

nicht aber auf den Verstand, das einseitige Prinzip der Aufklärung, diese geschichtlich genommen, sich das Lehrgebäude der Ethik begründen läßt. Und so werden wir wieder zu jenem Anfange zurückgeführt, der das wertschätzende Gefühl in einer wohl nicht nur scheinbar widerspruchsvollen Weise mit seinem Gegenpol, dem nüchternen Verstande, in ein unmittelbares und notwendiges Entsprechungsverhältnis setzen will. Als das wichtigste Moment in der Durchführung jenes grundlegenden Gedankens ergeben sich die drei Konsequenzen aus der unvermeidlichen Wertschätzung des Bewußtseins, die wir ohne Zweifel als die Tugenden dieser Sittenlehre bezeichnen müssen. Es sind dies die Wahrheitsliebe, die Selbstbeherrschung und die Nächstenliebe. Die bloße Nennung dieser drei Folgerungen dürfte genügen, um die Synthese begreiflich zu machen, die sich in der Schuppeschen Ethik vollzogen hat. Die erste der Tugenden verrät uns den eingefleischten Denker; die zweite dürfte ihren Ursprung aus jener begeisterten Vorliebe für die Antike herleiten, welche den jugendlichen Schuppe als Philologen durchglühte, ohne daß sie jedoch auch mit gleichem Sinne für die ästhetische Bedeutung des Griechentums sich gepaart haben dürfte, da sonst kaum die Empfindung für Kunst und Schönes dem Wahrheitstriebe ausdrücklich untergeordnet worden wäre; die dritte und offenbar ihm höchstwertig erscheinende Konseuqenz zeigt nicht minder deutlich, daß Schuppe es für selbstverständlich erachtet, den Kulturboden des Christentums als unerläßliche Heimstätte wissenschaftlicher Sittenlehre festzuhalten. Im ganzen und großen aber muß man sagen, daß die wissenschaftliche Gestaltungsweise auch bei dieser Synthese den arisch germanischen, ja spezifisch deutschen Charakter nicht zu verleugnen vermag, ebensowenig als es ein Zufall war, daß J. G. Fichtes Sittenlehre und dessen Reden an die deutsche Nation einer und derselben impetuosen Persönlichkeit entsprangen. Zu den Gedankengängen dieses deutschen Gedankenriesen werden wir insbesondere am Ende des Schuppeschen Werkes geführt, wo der Verfasser eine Art von Unsterblichkeit auf den Gedanken basieren will, daß der Kern aller individuellen Iche, ihr Individuellstes, Eines und Dasselbe, eben jenes Bewußtsein sei, das wir schon wiederholt als Abstraktum kennen gelernt.[2]) Und wenn es auch bei dem schon oben skizzierten

---

[2]) Vgl. die Kritik dieser Gedanken in meiner mehrerwähnten Abhandlung.

Gepräge der Eigenart Schuppes ausgeschlossen erscheint, daß auf seine Hauptgedanken die indische Philosophie irgend welchen Einfluß genommen, so wird doch jeder aufmerksame Leser der Upanishaden es bekräftigen müssen, daß jener Schlußgedanke der Schuppeschen Ethik eine innere Urverwandtschaft mit dem Prinzip der brahmanischen Philosophie zeigt, welches, die Mehrheit der Seelen leugnend, eine einzige — die Weltseele — in unverbrüchlicher innerer Anschauung fixiert. Und damit stimmt auch vollkommen der Umstand, daß Schuppe in all seinen zahlreichen kleineren psychologischen Arbeiten den gordischen Knoten all jener Schwierigkeiten einfach durchhaut, welche sich der herkömmlichen psychologischen Betrachtung dadurch bieten, daß man die einzelnen Seelen zwischen die Welt der ursprünglichen Wahrnehmung und die der Reproduktion des Denkens eingeschaltet läßt. In mannhaftem Mute verkündet der unentwegte Idealist, daß er in Hinsicht auf diese Ausschaltung gemeinsame Pfade mit dem Materialismus wandere.

Umfangreiche Werke verdanken wir Schuppe durch seine Bestrebungen, die Grundzüge der Rechtsphilosophie auf das genaueste auszuführen. Die Frage des Besitzes, des Gewohnheitsrechtes, der Ehe und des Verhältnisses von Staat und Einzelnem werden mit ebensoviel Gründlichkeit als Scharfsinn in ihrem Zusammenhange mit den leitenden Grundgedanken der Ethik aufgedeckt. Dabei ist von entscheidender Wichtigkeit die Auffassung, daß alles Individuelle als eine Konkreszierung, als eine besondere Gestaltung jenes abstrakten Bewußtseins sich ergebe. Dieser Gedanke legt die geheime innere Verwandtschaft der Schuppeschen Gedankengänge mit denen des tiefsten nordischen Denkers, Kierkegaards, nahe, die sich im letzten Teile von dessen „Entweder — oder" ausgeführt finden und das von J. G. Fichte angeschlagene Thema der Bestimmung des Menschen in der Richtung weiterklingen lassen, daß es Sache des einzelnen sei, eben die konkrete Bestimmung, die er selbst darstelle und verkörpere, in harmonischen Einklang zu bringen mit dem Sinn und Geist des Ganzen, genauer wohl gesagt, des Allgemeinen, dessen Besonderung er selbst ist. Kaum minder bedeutend und wertvoll sind die pädagogisch-philosophischen Arbeiten Schuppes, aus denen zwei besonders hervortretende Gedanken herausgelöst werden mögen. Der praktischen Frage der Gymnasialbildung tritt der gewesene Gymnasialphilologe in einer

Reihe von Abhandlungen näher, welche die unersetzliche Bedeutung beleuchten, die das Studium der Sprachen überhaupt und das der antiken insbesondere für die Schärfung des Verstandes haben. Und die geschichtliche Bildung hat nach Schuppe wesentlich darin ihr hohes Anrecht, daß, wie wir schon früher sahen, die Wahrheit wesentlich durch die Vollständigkeit der Erlebnisse mitbedingt ist.

Gewissermaßen als Epilog zu den Hauptwerken gab Schuppe einen offenbar auf weitere Verbreitung berechneten „Grundriß der erkenntnistheoretischen Logik" heraus. Ob dieser aber wirklich den Zweck erreicht hat, die nicht leicht zu erfassenden, weil wahrhaft tief gedachten Prinzipien der Anschauungen Schuppes besser zu vermitteln als dies durch das umfangreiche, streng wissenschaftliche Fundamentalwerk geschehen war, mag billig bezweifelt werden. Während die sprachliche Darstellung der Ethik und Rechtsphilosophie wie der weiteren größeren rechtsphilosophischen Arbeiten des Meisters sich durch Leichtigkeit und durchsichtige Klarheit ausgezeichnet hatte, tritt in dem Grundriß dieselbe Schwerflüssigkeit und teilweise auch Dunkelheit des Ausdruckes hervor, die ja bei der weit kürzeren Fassung noch viel schwerer zu vermeiden war. Schuppe nennt freilich seine Grundauffassung, wie er in einem auch so betitelten Aufsatze ausgeführt, die „natürliche Weltansicht", indem sie den naiven Realismus dieser wissenschaftlich haltbar mache. Es fragt sich aber, ob er sich darin nicht doch täuscht; denn der natürlichen Weltansicht dürfte es kaum entsprechen, Gefühl und Wille summarisch dem Bewußtseinsinhalte zuzuzählen und das Wollende und Fühlende aus dem Seelischen, für welches also nur jene früher besprochene Konkretion des Allgemeinbewußtseins übrig bliebe, zu eliminieren. Nicht minder fraglich dürfte es ferner sein, ob die wissenschaftliche Fundierung einer solchen natürlichen Weltansicht des naiven Realismus sich wirklich ohne das schwere Rüstzeug streng wissenschaftlicher Darstellung durchführen lasse. Noch später hat uns Schuppe mit einer ausgezeichneten Abhandlung über den Zusammenhang von Leib und Seele beschenkt, worin dieses bisher kaum zu lösende Problem in höchst origineller Weise vereinfacht und auf die dem Erkenntnistheoretiker als Urphänomen geltende Notwendigkeit „aus der ursprünglichen Tatsache" zurückgeführt wird.

Dieser Skizze der Wirksamkeit des Denkers mag noch ein Wort beigestellt werden über den Mann selbst. Ich hatte vor

sechs Jahren Gelegenheit, Schuppe am Altvatergebirge in den Ferien kennen zu lernen. Seine Liebenswürdigkeit, Frische und Heiterkeit üben auf seine Umgebung einen geradezu bezaubernden Einfluß aus und man würde es kaum glauben, daß man es mit demselben Manne zu tun habe, der in wissenschaftlicher Fehde ebenso streitbar als streitfreudig ist. Uns Österreichern wird es als ein sympathischer Zug erscheinen, daß er, der Preuße, eine ausgesprochene Vorliebe, ja Verehrung für P. K. Rosegger hegt; und man wird diese vielleicht doppelt begreiflich finden, wenn man diesen Lieblingsdichter Schuppes gegenwärtig geradezu über sich selbst hinauswachsen und ihn als Propheten sich zur Höhe eines Tolstoi emporschwingen sieht.

Verehren wir in Schuppe den tiefsten und gewaltigsten unter den lebenden Denkern Deutschlands, so erblicken wir in Richard v. Schubert-Soldern aus Prag den scharfsinnigsten, originellsten und vielseitigsten Denker Österreichs in der Gegenwart. Er hat vor nicht langer Zeit sein fünfzigstes Lebensjahr überschritten; seine philosophische Wirksamkeit aber dürfte im wesentlichen als eine schon abgeschlossene zu betrachten sein. Wie er nämlich ausging von geschichtswissenschaftlichen Studien, so wird, falls ihm Zeit und Kraft zu wissenschaftlicher Forschung fernerhin in ausgiebigem Maße gegönnt ist, sein Interesse sich ausgesprochenermaßen wohl ausschließlich dem Kulturgeschichtlichen und der Kulturphilosophie zuwenden. Frühzeitig Privatdozent an der Leipziger Universität geworden, wirkte er Jahre hindurch als außerordentlicher Professor an dieser Hochschule. Durch so äußere Umstände sah er sich leider veranlaßt, auf die Laufbahn eines akademischen Lehrers zu verzichten; etwas Tragisches hat es an sich, daß er, in strenger wissenschaftlicher Forschung wie als Charakter gleich hochstehend, sich darein ergeben mußte, ein Jahr lang in Marburg a. d. Drau zu supplieren und seitdem als Gymnasialprofessor in Görz zu wirken, also in einer Sphäre, die kaum den großangelegten Intentionen seines wissenschaftlichen Strebens wie den reichen und höchst wertvollen Früchten desselben entsprechen dürfte. Bei ihm finden wir den historischen Sinn, den wir bei dem großen Systematiker Schuppe vermißten, in ausgeprägtester Weise vorhanden, obwohl er spezifisch geschichtliche Werke bis jetzt nicht verfaßt hat. Seine Erstlingsschrift beschäftigte sich mit dem Begriffe des Seins unter besonderer Bezugnahme auf den vielverkannten E. Beneke.

In dieser Arbeit treten seine Richtung wie seine Vorzüge gleich kräftig hervor; sie wendet sich gegen die Transzendenz und bietet eine Fülle feiner und scharfer Distinktionen dar. Es ist charakteristisch, daß ihm der Begriff des Seins nicht als ein starrer, schlechthin gegebener erscheint, sondern vielmehr als ein fließender: daß es ihm Arten des Seins gibt; selbstverständlich alles dies nur innerhalb des Bewußtseins. Man wird an die neue Art des Sehenlernens gemahnt, wie sie durch die moderne Malerei allmählich in Schwang kommt, wenn man sich an das Denken in dieser neuen Richtung gewöhnt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ein Gleichnis vorwegnehmen, welches Schubert in der Vorbemerkung zu seiner „Erkenntnistheorie" zur Veranschaulichung verwendet. Nicht um die Herstellung eines Systems, um die Aufführung eines Lehrgebäudes handelt es sich, mit dessen Wesen und Zweck der Abschluß untrennbar verbunden wäre, sondern vielmehr um die Errichtung eines Turmes, von dem aus, je höher er hinaufgeführt wird, sich ein immer weiterer Gesichtskreis eröffnet.

Die zweite Arbeit von Schubert über „die Transzendenz des Subjektes und Objektes" bekundet das große Talent, aber auch die Vorzüge seiner Arbeitsweise in überzeugender Weise. Sie hält die richtige und glückliche Mitte zwischen dem mehr positiv kritischen Verfahren Leclairs und dem überwiegend konstruierenden Schuppes. Es ist mit dem Wesen des neuen Standpunktes auf das innigste verknüpft, ein zeitliches oder kausales Vorangehen des einen der beiden Faktoren der gegebenen Bewußtseinswelt: Subjekt oder Objekt nicht zuzulassen. Nun hat ja gewiß schon Schopenhauer nachdrücklich betont: ohne Subjekt kein Subjekt. Aber mit Recht bemerkt Lotze in seiner „Geschichte der Ästhetik in Deutschland", daß Reformen nicht in der Aufstellung, sondern in der Durchführung neuer Gedanken bestehen. Man darf ohne Überschwang behaupten, daß erst durch die bis jetzt erwähnten Werke der neuen Richtung die Reform, von der wir hier reden, ins Leben gerufen worden ist. Gegenüber der schon früher besprochenen Transzendenz des Objektes, die auf ein vom Denken unabhängiges Sein hinausläuft, stellt ihr Gegenpol, die Transzendenz des Subjektes, den zwar selteneren aber entschieden interessanteren Fall der Täuschung dar. Sie entsteht dadurch, daß man statt im Geiste jener Schopenhauerschen Forderung sich zu hüten, den einen jener

beiden Faktoren als Ursache des andern zu fassen, den Bewußtseinsinhalt aus dem Ich oder dem Bewußtsein hervorgehen läßt. Von diesem Fehler ist Schubert gewiß sehr entfernt. Es fragt sich nur, ob er nicht etwas über das Ziel sogar hinausschießt, wenn er, die Schärfe seiner Analyse auf das Ich selbst anwendend, in diesem nur jene Stetigkeit der Vorstellungen erblickt, wie sie durch das notwendige Zusammensein von Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblick der Gegenwart und durch diese gegeben ist; wenn er ferner das Bewußtsein nur in dem Zusammenhange des Gegebenen, d. h. unserer Wahrnehmungen und Vorstellungen im weitesten Sinne sieht. Demgegenüber sei nachdrücklich auf die richtige Empfindung Hamerlings hingewiesen, die dessen „Atomistik des Willens" sehr glücklich in dem Sinne ausspricht, daß unser Ich keineswegs lediglich Gedanke, sondern wesentlich Gefühl sei. Damit ist jene gesunde Auffassung erst wieder in ihr Recht eingesetzt, welche zuerst Schleiermacher auf diesem Gebiet erobert hatte. Was übrigens den berühmtesten Fall der Transzendenz des Subjektes anbelangt, kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, die mir eine notwendige Ergänzung und teilweise Richtigstellung des von Schubert Vorgebrachten zu enthalten scheint. Ich glaube, man tut J. G. Fichte entschieden unrecht, wenn man die erste Darstellung seiner Wissenschaftslehre (1797) und die spätere Fassung derselben (1801) über einen Leisten schlägt. Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß die Absicht und Meinung jener ersteren nicht bloß dahin geht, in dem Verhältnis vom Ich zum Nichtich und den daraus sich ergebenden Konsequenzen eine reine, ungetrübte Beschreibung oder Spiegelung des Weltprozesses und seiner Gesetzlichkeit geben zu wollen. Liest man die Einleitungen zu dieser ersten Wissenschaftslehre aufmerksam, so wird man unbefangenerweise zugeben müssen, daß sie sich vollständig kritisch und gar nicht metaphysisch halten.

Zwei Jahrzehnte sind es nun, daß Schubert sein Hauptwerk, die schon oben berührte „Erkenntnistheorie" veröffentlichte. Diese Meisterleistung behauptet sich mit Ehren neben Schuppes epochemachender Schöpfung. Sie ist in ihrer Gänze durch überzeugende Klarheit der Darstellung völlig ausgereifter Gedanken ausgezeichnet. Kein Abschnitt dieses Werkes dürfte aber an innerem Wert die Abhandlung der Begriffslehre überbieten, ein wahres Juwel feiner wissenschaftlicher Gestaltung. Indem sie in neuartiger Weise

die Unterschiede als die Elemente des Denkvorganges aufstellt und verwertet, aus ihnen die Merkmale der Begriffe und diese selbst sich zusammensetzen läßt, kommt sie zu überraschenden und höchst wichtigen Ergebnissen. Während auf der einen Seite mit Recht wie bei Schuppe die Bedingtheit der Denkvorgänge durch kausale Momente hervorgehoben wird, führt uns diese Begriffslehre in zwei hervorstechenden Punkten noch um einen Schritt weiter. Der eine ist die Basierung des teleologisch gefaßten Denkprozesses auf das Gefühl, zunächst das der Lust; der andere besteht in dem Nachweis, daß es ein Denken — und man könnte wohl erweiternd sagen, einen Bewußtseinsvorgang überhaupt — ohne Unterscheidung und Unterschiede, somit aber auch ein unbegriffliches Denken gar nicht gibt und geben kann, da alles Denken begrifflicher Natur, weil auf jenen Unterscheidungsmomenten beruhend. Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, zu erwähnen, wie weit die Konsequenzen aus dieser prinzipiellen Aufstellung reichen. Erst wenn man sich klar gemacht hat, daß es ein begriffsloses Denken überhaupt nicht gibt, ist es möglich, die sonst schlechterdings unvereinbaren Gegensätze zwischen Formal- und Inhaltsästhetik, wie sie vor allem auf dem Gebiete der Musikästhetik in der letzten Generation sich geltend gemacht hatten, zu überwinden und insbesondere den nicht unbegrifflichen, sondern vielmehr allgemeinbegrifflichen Charakter der Tonkunst festzustellen.[3])

Für die Urteilslehre im Sinne Schuberts ist es von entscheidender Wichtigkeit, daß das Urteilen selbst in nichts anderem besteht, als in dem Hervorheben von Unterschieden, beziehungsweise Merkmalen. Diese Hervorhebung, die für sich die tatsächliche Untrennbarkeit des Psychologischen vom Logischen klar genug erkennen läßt, ist natürlich wieder bedingt durch Gefühlsvorgänge. So wenig als nach dem eben Gesagten Urteile ohne Begriffe möglich sind, so wenig sind jene ohne Schlüsse denkbar, da sie nie isoliert vorkommen, sondern nur in Zusammenhängen, die eben das Wesen des Schlußvorganges ausmachen. Am Ende des Werkes gibt v. Schubert eine überaus lehrreiche Einteilung der Wissenschaften, die zugleich den Abschluß der ersten Periode seines Philo-

---

[3]) Vgl. meine „Grundfragen der Ästhetik", Berlin, Salinger; ferner meine Abhandlung „Kants Bedeutung für die Musikästhetik der Gegenwart" im VI. Bande der „Kantstudien", herausgegeben von H. Vaihinger.

sophierens bezeichnen dürfte und sich nicht unwesentlich von anderen späteren Aufwerfungen desselben Problems durch den Autor unterscheidet.

Die „Erkenntnislehre“ bedeutet wohl unzweifelhaft den Höhepunkt der Wirksamkeit Schuberts, insbesondere durch ihre Großzügigkeit und Fülle. Nach ihrer Vollendung ging der Denker daran, die Psychologie und Ethik zu bearbeiten. In seiner Schrift „Reproduktion, Gefühl und Wille“ gibt er die Grundzüge einer Psychologie, die streng auf den Grundlagen jener Erkenntnislehre gewonnen werden und sich durch außerordentliche Feinheit des Details auszeichnen. Assoziation, Apperzeption und Reflexion insbesondere werden in höchst bemerkenswerter Weise beleuchtet. Ein Nachlassen der Kraft und des Schwunges der Gedanken ist in der „Ethik“ zu spüren, die in ihrem Gesamteindruck ein Wiederaufleben jener Jugendstimmungen Schuberts erkennen läßt, die ihn den Gedankenkreisen der älteren englischen Philosophen, insbesondere J. Lockes nahe brachten. Die leise praktisch materialistische und hedonistisch angehauchte Tendenz dieser Ethik will nicht recht zu der Strenge und dem großen Wurfe seiner Erkenntnistheorie passen.

Die zweite Periode des Schaffens von Schubert-Soldern ist von der ersten zunächst prinzipiell dadurch geschieden, daß in ihr der erkenntnistheoretische Solipsismus auf das schroffste behauptet und verteidigt wird. Selbstredend hat diese lediglich methodische Auffassung gar nichts mit den anderen theoretischen und praktischen Standpunkten gleichen Namens und deren Widersinn gemeinsam, sondern vertritt lediglich auf diesem Gebiete ähnlich wie die von Avenarius verfochtene die Anschauung, daß wir ebensowenig unsere wissenschaftliche Erfahrung weiter verfolgen können, als bis zu unserem Ich, das demgemäß genau so im Mittelpunkte des Innenlebens steht, wie dies von unserem Leibe in Bezug auf die anschaubare Welt gilt. Ich mußte mich an der schon mehrmals angegebenen Stelle aus ähnlichen Gründen wie schon früher angeführt, gegen diese subjektivistische Ansicht erklären, welche der von Schuppe, trotzdem bei diesem das Allgemeine und Ganze nicht entsprechend auseinander gehalten sind, immerhin entschieden festgehaltenen Gemeinsamkeit des einzelnen, vermittelt durch das Allgemeine, wodurch allein eine sinnvolle Erfassung der Welt ermöglicht wird, nicht Rechnung trägt.

Vielleicht war es gerade diese Kühnheit, welche in Verbindung mit dem Aufsehen, das die rasch zusammengeschlossene neue Gruppe von Denkern durch das Ungewohnte ihrer Hervorbringungen hervorgerufen, den einflußreichsten Philosophen Deutschlands, W. Wundt, bewog, Stellung zu nehmen gegen die beiden Führer der philosophischen Immanenzbewegung, nachdem schon früher J. Volkelt sie bei aller Anerkennung des aufgewandten Scharfsinnes in seinem Hauptwerke, Denken und Erfahrung behandelnd, angegriffen hatte. War die Entgegnung Schuppes auf die Argumente Wundts eine stürmisch leidenschaftliche und heftige, so verteidigte Schubert in maßvoller, aber darum nicht minder energischer Weise das Bollwerk der neuen Richtung in seiner Abhandlung „Der Kampf um die Transzendenz".

Von entscheidender Bedeutung für das weitere philosophische Wirken Schuberts war der Umstand, daß sich der berühmte Nationalökonom Schäffle für die sozialphilosophischen Arbeiten Schuberts lebhaft interessierte und ihnen in der von ihm redigierten Zeitschrift für Staatswissenschaft Aufnahme gewährte. Besonders die kleineren Abhandlungen, welche sich teils gegen die von K. Marx vertretene Wertlehre wenden, teils die Geschichtsphilosophie neu fundieren, sind nicht bloß inhaltlich höchst bedeutend, sondern auch durch ihre kernige, gedrungene, markige Darstellung wertvoll. Die umfangreichste dieser Abhandlungen gab Schubert mit einem Anhang von überaus gründlich gearbeiteten, zahlreichen Anmerkungen selbständig heraus. Sie bildet in dieser Fassung sein zweites Hauptwerk „Das menschliche Glück und die soziale Frage". Zu dem meisterhaften Werke G. Ratzenhofers über die Politik möchten wir in diesem Schubertschen eine dankenswerte Ergänzung nach der sozialphilosophischen Seite hin sehen, neben welcher als Bindeglied zu dem Zentrum der neuen Gedankenrichtung hin das vor nicht langer Zeit erschienene Hauptwerk Paul Weisengrüns noch zu nennen wäre.

Überblicken wir die Gesamttätigkeit der beiden Hauptvertreter der immanenten Philosophie, so drängt sich uns ein Gedanke auf, der uns den Zusammenhang dieser letzteren mit der Kulturbewegung der Gegenwart lebhaft vor Augen stellt. Wie seinerzeit es nach den berechtigten Ausführungen Tomascheks das Dichterideal Schillers und Goethes gewesen, mitten zwischen der Antike und Shakespeare durchzusegeln, so ist es, wie G. Simmel richtig

empfunden, die Sehnsucht der höheren Menschen der Gegenwart, der Synthese der Weltanschauung jener beiden Heroen vorzuarbeiten. Bedenkt man nun, wie Goethe, der begeisterte Verfechter der Natur, die Gesetzlichkeit der materiellen Welt in der Polarität, die der geistigen aber in der Steigerung findet, erwägt man ferner, daß andrerseits Schiller mit seiner großartigen Geschichtsauffassung und mit dem gewaltigen Pathos des Redners für die Freiheit als das Prinzip der Geisteswelt eintritt, so dürfte die Behauptung nicht zu gewagt erscheinen, daß die immanente Philosophie unter Führung der beiden würdigen und hochbedeutenden Hauptvertreter in erster Linie berufen ist, an der Lösung jener hohen Aufgabe mit wohlverbürgtem Erfolge mitzuarbeiten.





Frau Aventiure in Österreich.

Wanderungen nach den Heimstätten österreichischer Minnesänger.

Von A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld, Brunn am Gebirge.

Innerhalb der Gemarkungen deutschen Lebens ist kein Boden so reich an Erinnerungen an die sangesfreudige Zeit des Mittelalters als das Alpenland zwischen dem Bodensee und dem Kahlenberg. Mit wenigen Ausnahmen haben fast alle die großen und kleinen Meister mittelhochdeutscher Dichtung in den österreichischen Erblanden teils deutliche, teils verwischte Spuren hinterlassen. Anknüpfungen dieser Art reichen bis in das früheste Mittelalter zurück. Die Wiege des Sängers der „Nibelungen" sucht man am Donaustrom im österreichischen Stammlande, jene des halb mythischen Ofterdingen in dem kleinen oberösterreichischen Dorfe Ostering, dessen altersgraues Mauerwerk der Reisende zwischen Linz und Salzburg zwischen Weiden und Obstbäumen erblickt. Mit Salzburg verknüpft sich die Erinnerung an den Tannhäuser; in die Burg Starhemberg bei Wien, in der einst die Babenberger glänzenden Hof hielten, zogen Tannhäuser und „Hêr Pfeffel", Walther von der Vogelweide" und Ulrich von Liechtenstein ein, um die Gastfreundschaft der kunstliebenden Markgrafen zu genießen. Von der „Frauenburg" im oberen Murtale zog Ulrich von Liechtenstein als „Frau Venus" aus, in sie kehrte er als „König Artus" zurück. Lange nach dem Tode dieses Sängers reiste Heinrich von Meißen durch das einsame Tal mit seinen dunklen Fichtenwaldungen und den rauschenden Wassern, an welchen jetzt die Lokomotive dahinsaust.

Am dichtesten gedrängt findet man derlei Örtlichkeiten, um welche in mehr oder minder verblaßten Bildern die Erinnerung

an die Gestalten mittelalterlicher Romantik webt, im mittleren Tirol, vornehmlich am uralten Völkerwege, der aus den Rebengärten des Etschlandes über die Brennerhöhe zum vieltürmigen Innsbruck hinabzieht. Am rauschenden Eisack, wo sich der Abglanz aus stimmungsvollen Zeiten farbenfrischer als irgend sonstwo erhalten hat, stehen die Marksteine frühester deutscher Sangeskunst. Zwar wurde wiederholt angezweifelt, daß auf dem Layener Ried — auf der Fogilwîde —, wie der verstorbene Professor Zingerle entdeckt zu haben glaubte, die Wiege Walthers gestanden. Unankämpfbar aber sind die Heimsitze Leutholds von Säken und Oswalds von Wolkenstein, deren in Trümmer gesunkenen Ansitze in jenen Engen mit den kühlen Wassern stehen. Als letztes Glied erscheint die Burg Runkelstein mit ihren reichen Überlieferungen. Die Einbildungskraft erfreut sich am Glanze der „pluemen der tugend“, welche Hans Vintler auf dem Felsenneste ober der Talfer zu einem duftigen Strauße gebunden.

Der Mittelpunkt all dieses freudigen Sangeslebens aber war Wien, der glanzvolle Hof der Babenberger. Doch bevor wir an demselben verweilen, müssen wir den Ursprungsstätten minniglicher Sangeskunst unseren Besuch abstatten. . . . Ein Spaziergang von Klausen im Eisacktale, dem eilenden Strom entlang, bis zu der dunklen Durchklüftung des „Kuntersweges“ ist zugleich eine Wanderung in die romantische Dämmerung jener Zeit, in der die Festgelage hinter ehernen Burgtoren durch die Sangeskunst der fahrenden Ritter verschönt wurden. Der wärmere Himmel des Südens, der mit seinen rot angehauchten Wolken in diese Enge der Fichten, kühlen Quellen, blumigen Alpenmatten, mit dem Singsang der schäumenden Kaskadenbäche zwischen Moos und Alpenrosen hereinglänzt, ist die sinnbildliche Verkörperung der Dinge, von welchen hier die Rede ist.

Das einleitende Symposium wird im „Walthergarten“ des Lammwirtes zu Klausen gehalten. Von hier aus benötigt man wenig mehr als eine Stunde, um auf dem Hange zwischen den Schieferwänden des kühlen Stromes, der talab von Klausen längs des Schienenweges forteilt, nach Waidbrück zu gelangen. Hier öffnet sich das Tal von Gröden, mit den Felsburgen eines Riesengeschlechtes, das in unserer Einbildungskraft jene unbeschreiblich formenreichen steinernen Wildnisse der dolomitischen Hochmarken von St. Christina bewohnte. Nun sind diese himmelanstrebenden Felsenburgen

verwaist. Sie erheben sich aus den durchklüfteten Steinlabyrinthen des Langkofel, der Sellagruppe und der Geislerspitzen.

Für uns liegen indes andere Dinge näher. Oberhalb von Waidbruck, auf den Grashängen von Layen, stehen die Gehöfte und Anwesen, zwischen welchen der Nistplatz eines Singvogels seltener Art sich befand. Vor mehr als siebenhundert Jahren umstanden dort die Waldelfen des Tschanberges die Wiege eines Wunderkindes, das den Namen „Walther“ erhielt. Die Entdeckung des Professors Zingerle, der die Vogelweidhöfe bei Waidbrück mit der „Fogilweide“ der Walthertradition für identisch hielt, ist von Literaturkundigen mehrfach als unbegründet abgewiesen worden. Wir haben uns indes in diese Vorstellung hineingelebt und sind hiebei gut gefahren. . . . Das war namentlich vor Jahren der Fall, gelegentlich des ersten Besuches. Die Kirschen blühten auf den Matten, zwischen welchen sich der Weg am steilen Gehänge hinanschlängelt. Aus dem kurzhalmigen Grase flogen bunte Falter auf, in roten und blauen Blumenkelchen glitzerte das Farbenspiel des Sonnenlichtes in den Tautropfen. Mit der zunehmenden Weite des Gesichtskreises wurde diese anmutige Gegend, der die Zugabe von Größe und Pracht keineswegs abging, zu einer lebendigen Illustration der Waltherschen Verse:

— — — — — — — —
Ich hört ein Wasser tosen
Und sah die Fische schwimmen,
Und sah, was in der Welt nur war —
Wald, Feld, Laub, Rohr und Gras . . .

Das Anwesen, aus welchem die Nachtigall des Eisacktales in die weite Welt hinausflatterte, steht auf steilem Hange innerhalb eines Rahmens laubdunkler Bäume. Auf das mit Steinen beschwerte Schindeldach beugen sich schwere Äste, in welchen die gefiederten Sänger jubilieren, wenn der Frühling ins Land einzieht. Windschiefe Zäune umschließen ein Gehege, in welches ferne, sonngerötete Felsgipfel hereinschauen. Ein Bildstock am Wege, halbwelke Blumen zwischen den Steinen, mühselige Leute, welche hochbepackt vom Tale heraufklettern, das Summen eines Eisenbahnzuges in der Ferne und andere Töne, die in der Luft schweben, beschäftigen die Sinne. Das „tosende“ Wasser meldet sich im schwachen Echo zwischen blauduftigen Tiefen und heiteren Berghalden an.

Da kam mir die Grabschrift im Kreuzgange des neuen Münsters zu Würzburg in Erinnerung, jene lapidare Verherrlichung des unermüdlichen Liedermundes: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du starbest!“ ... Auf dem grünen Hochwege bei Waidbruck war es, wo der Nachruf, den vor langen Zeiten Hugo von Trimberg dem Zeitgenossen gewidmet hatte, zu erneuter Geltung gelangte:

Hêr Walther von der Vogelweide —
Swer des vergaez', der taet' mir leide ...

Unsere Wanderung durch das sinnbildliche Rosengehege eines in seinen realen Umrissen, Gestalten und Erscheinungen nicht mehr plastisch vor Augen tretenden Lebens ist indes noch nicht beendet. Die verwichene Nacht, welche dem Abend der Vogelweide gefolgt war, hatte dem eingeprägten Bilde zu einer Zugabe von phantastischem Aufputze verholfen, wie sie der traumumfangene Schlummer aus dem Schatzkästlein verwehter Zeiten hervorzuholen pflegt. ... Als ich in tauiger Morgenstunde auf der Eisackbrücke stand, ging eben die Sonne über den östlichen Waldhöhen auf. Dort schwankten hinter einer leichten Nebelwand graue Mauern, spitzdachige Türme, Terrassen von Fels und Buschwerk, bald deutlich, bald schemenhaft — eine Szenerie, wie aus einem Märchenbuche herausgeschnitten. Die Sonne aber machte dem Spuke ein Ende. Der Vorhang fiel, die Nebelwand zerteilte sich in Farbenstege, gleich Ansätzen von Regenbogen. Zuletzt verwehten auch diese im Hochwinde.

Da stand nun der altersgraue Bau, der sich schon Tags vorher allenthalben in den Gesichtskreis hereingedrängt hatte. Es ist die Trostburg, der Heimsitz eines anderen liederkundigen Ritters, Oswalds von Wolkenstein. Um drei Jahrhunderte später geboren als sein Vorgänger Walther von der Vogelweide, bringen es die räumlichen Verhältnisse gleichwohl mit sich, daß die Eindrücke, welche einem hier zu teil werden, sich in einer und derselben Kette von Bildern bewegen. Immerhin ist ein Unterschied in der Art der Vermittlung von vergessenen Dingen, die sich auf dem bescheidenen Edelsitze Walthers und der stolzen Ritterburg Oswalds zugetragen, unbestreitbar. Auch die Umschau von der Trostburg eröffnet andere geistige Ausblicke. Der Minnesänger, um den es sich hier handelt, stand bereits an der Schwelle einer

neuen Zeit, die sich „wie des Herbstes banges Treiben“ im deutschen Dichterwald anmeldete. Im 15. Jahrhundert wurde es vollends Winter. Bevor dieser Winter über die verdorrenden Wipfel deutscher Sangeskunst hinwegstrich, wurde Oswald geboren.

Eigentlich stand seine Wiege nicht hier, sondern in der Burg Wolkenstein im Tale von Gröden, auf deren braunen Mauerzacken nun der rote Widerschein der Dolomiten glänzt. Heimlicher war es dem fahrenden Ritter, dessen wildes, sturmbewegtes Leben ihn durch Jahrzehnte von der Heimat fern hielt, in der Trostburg. Als er mit der Welt zerfallen war, zog er sich in das spukhafte Waldschloß Hauenstein, von dem noch die Rede sein wird, zurück.

Im Anhauche des feuchten Erdgeruches, den der Herbsttau dem Boden entlockt, steigen wir zur Trostburg hinauf. Schon in mäßiger Höhe haben wir abermals das Bild der dunklen durchklüfteten mächtigen Porphyrmassen vor uns. In der südlichen Enge brodeln noch die Nebel. Sie heben sich zu den grauen Zacken des Schlern hinan, der Felsenkorona, die so wundersam in gelbroten Lichtern glüht, wenn die Sonne des Abends hinter der Hochfläche des Ritten hinabtaucht. Von unserem Standpunkte aus ist indes das Korallenriff des Schlern nicht sichtbar. . . . Alsbald stehen wir zwischen Rebendächern der Trostburg gegenüber. Der Gesamtbau erhebt sich in zwei getrennten Gruppen, dem vorderen Schlosse über steilem Abgrund, mit mehrstöckigen Mauerfluchten, und dem rückwärtigen Anbau, mit dem gewaltigen Bogentor und der von Fichten überragten Mauer oberhalb des höchsten Felsklotzes. Nur der vordere Teil ist erhalten. Der spitzdachige Wartturm präsentiert sich in stilgerechter Rekonstruktion. Der zweite, etwas höher stehende ganz altertümliche Turm wird wohl noch etwas von der Kunst des Wolkensteiners, der von sich selber sagt: „Auch kund ich fiedeln, trumen, pauken, pfeifen“, profitiert haben. Hier klangen die Becher und ergoß sich das edle Traubenblut des Welschlandes aus großen Humpen in die Kehlen derer, welche den „Willekumm“ zu leeren hatten. Auch mochte das „Trunkbuch“ nicht gefehlt haben, in das die edlen Zecher ihre Verslein einschrieben, wie nachmals die Rosendichter auf die Stammbuchblätter sittiger Fräuleins. In den Trinkbüchern standen allerdings Sachen, welche weniger erbaulich klangen als Petrarkasche Sonnette. Da schrieb z. B. einer: „Ein Narr bin ich, gesoffen hab’ ich, sterben

muß ich." Ein anderer: „Der Bacchus nahm das Haupt mir, d'rum sind die Füße nicht mehr mein."

Was die Burg bietet, ist im Grunde genommen doch wenig im Vergleiche zu den Einblicken in die Bergwelt am gegenüberliegenden rechten Ufer des Eisack. Diese malerische Reihenfolge von Einzelbildern gelangt freilich erst zur vollen Wirkung, wenn man höher emporsteigt. Die Kühle eines Waldes nimmt uns auf. Die Matten glitzern noch vom Morgentau und in den Lichtungen schaut zuletzt das hohe Kastelruth, die prächtige Warte dieser Berghalde, herab. . . . Jetzt wende man sich und schaue dort hinab, wohin so viele derer von Wolkenstein blickten, wenn sie von der Trostburg zum Hauenstein ritten. Der schäumende Ganderbach, der zum enggeschlossenen Weiler Kollmann herabstäubt, die Gehöfte von Barbian, jene von Klobenstein mit der üppigen Fülle von Reben und Kastanien, den weißen Berghöfen und den blendenden Lichtinseln ferner Schneehalden: das alles ist unbeschreiblich schön.

Das Schlußstück aber ist das Waldmärchen von Ratzes. Es heben die Stimmen der Waldgeister an. Man kommt über das Dorf Seiß dort hinauf. Als dräuender Turm der Kyklopen ragt der zweigipfelige Schlern über den finstern Wald. Er hütet das romantische Geheimnis von Hauenstein. Nur ein bröckliges graues Gemäuer schaut über die Tannenwipfel. Wenn man aber vom Quellengrunde von Ratzes auf schattigem Hochwege zum Hauenstein hinüberwandert, kommen allerlei Dinge hinzu, von welchen sich die hausbackene Alltäglichkeit nichts träumen läßt: die geheimnisvollen Harfentöne im Gemäuer zur Zeit der Vollmondnächte, klagende Stimmen, welche aus unsichtbarer Tiefe kommen. Es sind die kristallenen Verließe der unterirdischen Burg des Zwergenkönig Laurin. Bis unter den „Rosengarten", dessen Zackenmauer auf Bozen hinabschaut, sollen die geheimnisvollen Gänge reichen.

Das alles sieht und hört man nicht, wenn man im Glanz der Sonne den Gang zur Lieblingsburg des Wolkensteiners unternimmt. Ich war durch vier Stunden von Waidbruck nach Ratzes heraufgestiegen. Den Tag über trieb ich mich in den schattigen Winkeln dieses Alpenbades herum. Vor Eintritt der Dämmerung ging es dann in die verzauberte Wildnis des Hauenstein, in dessen Mauerritzen die Liebeslieder der schönen Margaretha von Hohenschwangau als Seufzer vernehmbar werden. Die liebreizende

Schwäbin war dem abenteuerlustigen Kumpan als Gattin in diese Einsamkeit gefolgt. Die Idylle ist längst verweht; nur einsame Blumen erinnern daran, daß in der Tannenwildnis, die uns umgibt, einst Kränze den Meistern im Reimspiel gewunden wurden. . . . Zur Vervollständigung der romantischen Stimmung begannen die wilden Zacken des rot angeglühten Schlern oberhalb des Hauensteiner Waldes sich in Nebelmassen zu hüllen. Von der grünen Hochmatte der Seisseralpe kamen Sturmstöße und vergrollten im Rauschen des weitgedehnten Wipfelmeeres. Eilig ging es hinab zu den gastlichen Lichtern von Völs. Vielleicht war es der Widerschein des Abendrotes auf dem weiten Bergring, der den Waldpfad erhellte. . . . Dann noch ein anderes. Auf solchen Wanderungen, welche vornehmlich demjenigen Genuß bereiten, der sich dem Spiele der Phantasie hingibt, scheinen selbst die Dinge der Wirklichkeit in eine geheimnisvolle Dämmerung getaucht. Man konnte dies auf diesem Abstiege aus dem Reiche der Frau Aventiure erproben. Während die Schatten der Waldeinsamkeit über dem Wanderer sich verdichteten, schaute sein inneres Auge nicht mehr und nicht weniger als die blühende Herrlichkeit all dieser Burgen vor ihrem Verfall. Zahllos grüßen sie von den Talhängen zwischen der Brennerhöhe und den Seespiegeln des Etschlandes. In manchen Burghöfen rauschen noch Brunnen und glänzen aus den Epheuranken mancherlei Blumen. Andere stehen im Schatten der Edelkastanien oder zwischen Zypressen, oder es führen Steige zwischen Rebendächern zu ihnen hinauf, an weißen Kapellen oder verwitterten Holzkreuzen vorbei.

Zu den eindruckvollsten dieser Burgen zählt Runkelstein bei Bozen. Die Szenerie am Tore des Talfertales, viel beschrieben und in manchem Liede besungen, ist das stimmungsvolle Abbild einer Romantik, welche, trotz des die Welt beherrschenden Materialismus, nicht zu verscheuchen ist. Sage und Lied haben den weingesegneten Bozener Boden in ein goldenes Netz eingesponnen, im Rauschen der Wasser werden Märchen geboren, die uns der banalen Alltäglichkeit entführen. Wem dies alles etwas überschwänglich erscheinen möchte, der unternehme in einer mondhellen Hochsommernacht den Gang von der „Wassermauer“, welche Bozen vor dem Andrange der Talferer Hochfluten schützt, nach der dunklen Durchklüftung des Sarntales. Die Luft ist von würzigem Hauche erfüllt. Über Rosenstauden und Jasminhecken brütet noch die

Schwüle des Tages, in der die lärmenden Zikaden sich wohl fühlten. Noch musizieren sie da und dort im Rebenlaube. Der Wanderer, dem es weniger um die Ritter- und Geisterromantik des Mittelalters, als vielmehr um die südliche Pracht dieser Landschaft zu tun ist, schreitet fürbaß in die Dämmerung des Talschlundes hinein, an dem die berühmtesten Burgen des Bozener Bodens stehen: die vom Epheu umsponnene Ruine Ried, mit den herrlichen Kastanien und der Kapelle am Wege, und dem schlanken Turme, der über dem Abgrund aufragt; das hohe Fingeller Schloß, ein Geierhorst auf unersteiglichen dunklen Klippen; das noch höher ragende Ravenstein, wo unter schattigem Wallnußbaume in der Sommernacht die Elfen ihre Schleier ausbreiten und das einförmige Plätschern des Brunnens Märchenstimmung erweckt.

Das alles ist der Rahmen zu Geschehnissen und Dichtungen, welche diesem Lande einen unvergänglichen Zauber aufdrücken. Zur Vervollständigung dieses Zaubers braucht bloß *ein* Name ausgesprochen zu werden: *Runkelstein*. Wir wollen es gleich sagen: der alte Musenhof auf dem Porphyrfelsen des Talferschlundes eignet sich nicht zu einem Nachtbilde. Man muß sich die Eindrücke nicht im mystischen Zwielicht, sondern in heiterer Tageshelle holen. Alles ist dort danach, den Sinn zu erfreuen, die Einbildungskraft zu beleben. Der Gegensatz, welcher in dem äußeren Ansehen der kaum vor gänzlichem Verfall geretteten Burg und der lebensfreudigen Stimmung, die den Besucher beherrscht, sich kundgibt, ist besonders wirkungsvoll. Schon der Weg dort hinauf aus dem Bozener Grunde ist von wunderbarem Reiz. Tausende sind diesen Weg gewandelt. Sie haben ihn eingeschlagen und werden ihn immer wieder einschlagen, um sich eine Stunde anheimelnder Täuschung zu bereiten, indem sie aus der Hast des lärmenden Tages in die Stille und in den Reiz eines verschollenen Minnelebens eintreten. Im Rauschen der Talfer, im Summen des Mühlrades von Ried, im Anhauche des Blumenduftes am Wegraine geht die innere Umwandlung vor sich. Sie ist zu einem solchen Gange nach der Hochburg romantischer Sagen unerläßliche Voraussetzung. Im vollen Sonnenlichte gibt es keine verschwommene Vorstellung. Alles wird klar und farbenfrisch; es stellen die Gestalten sich ein, welche mittelhochdeutsches Leben und Tun, Dichten und Trachten verkörpern.

Alle Welt weiß, daß auf Runkelstein auf Wänden und hinter Bogenwölbungen farbige Schilderungen zu sehen sind, welche den Dichtungen Gottfrieds von Straßburg entlehnt wurden. Erinnerungen an das Liebesleid Tristans und Isoldens, an die Tafelrunde des König Artus, an die Recken der Amelungen und anderes aus verwehten Zeiten tritt dem Besucher der Burg entgegen. Dadurch ist Runkelstein zu einer Reliquie des poetischen Lebens vergangener Jahrhunderte geworden, wie eine zweite auf deutscher Erde nicht zu finden ist. Aber eines muß gleich hier hervorgehoben werden: es sind keineswegs die verblaßten, vielfach zerstörten, vom ästhetischen Standpunkte weit mehr eigenartig-interessanten als künstlerisch bedeutenden Wandmalereien, welche Anziehungskraft besitzen, denn vielmehr der mit diesen Schilderungen verknüpfte Geist jener Zeit, welcher durch diese Wandbilder vermittelt wird. In diesem Sinne konnte Viktor v. Scheffel von dem Urheber der Runkelsteiner Bilder singen:

„Längst war des Minnelieds Glanz vorbei;
Und anderes wollt' sich gestalten,
Drum dacht' er, ein künstlerisch Konterfei
Entschwundener Pracht zu behalten.
Viel sinnige Maler malten ihm gern
Die Helden der altdeutschen Lieder ..."

Die Wandmalereien hatten sonach den Zweck, ein in der Zeit ihres Entstehens bereits verblaßtes poetisches Leben früherer Tage wieder aufzufrischen, den Sinn für die halb und halb vergessenen Meister des hohen Liedes von der Minne zu beleben. Seitdem ist auch diese Erwerbung verweht, denn Hermann Schmid klagt:

„Das Land ist so schön und die Sonne so warm,
Wie damals sie niedergeschienen:
Der Sinn nur floh, der drinnen gehaust,
Und liegt mit der Burg in Ruinen."

(Schluß folgt.)





Waldesfrüh.

Von Louis Metzl, Graz.

Die Erdbeersträucher, das Farnkraut,
Die haben verwundert aufgeschaut,
Als ich heute früh den Wald betreten;
Tauperlen glänzten in ihrem Blick,
Sie neigten sich froh und stolz vor Glück,
Und grüßten ergebenst den Großstadtpoeten.

Sie sandten den süßesten Duft mir zu,
Und lispelten, lispelten ohne Ruh,
Und warfen mir zärtliche Blicke entgegen.
Die jungen, die fragten, wer ich sei,
Daß ich so traurig mich schleppe vorbei,
Und was den alten an mir so gelegen.

Da haben die ihnen was zugeraunt,
Drob waren die jungen erst recht erstaunt,
Und neigten sich ehrfurchtsvoll gar noch tiefer.
Sie schmückten sich rasch mit dem Sonnenstrahl,
Der grad sich verträumt durch die Äste stahl
Der schlafenden, schnarchenden, uralten Kiefer.

Sie weckten die Veilchen, den Löwenzahn,
Und hoben ein lautes Gekicher an,
Die Bäume erwachten und nickten und lachten.
Sie streckten die Äste jugendfroh,
So daß der Schlaf aus den Wipfeln floh,
Die tiefe Verbeugungen gleich vor mir machten.

Drauf wurden die Vögel munter im Nest,
Die Sonne vergoldete Moos und Geäst,
Im Busche glühte der Flieder . . .
Und Leben zog in den stillen Wald,
Und wie ein brausend Gebet erschallt
Zur Sonne ein Chor der herrlichsten Lieder.

Vorüber war nun des Waldes Traum,
In Liedern erschallte der ganze Raum,
Es jauchzte in Hecken und Büschen und Bäumen. . .
Und wie ich berauscht und verzückt hier stand,
Da hat mich das Glück so übermannt,
Ich konnte mein Lied nicht zu Ende träumen . . .

Aus den „Rosen“ des Jowan Jowanowitsch.

Übersetzt von Dr. Milan Savić. Neusatz.

XXXIII.

Stille Nacht, mein
Liebchen schlummert müde,
Über ihr, ein
Perlenbaum in Blüte;
In den Zweigen
Hört man etwas schallen,
’s ist ein Reigen
Zarter Nachtigallen.

Aus den reinen
Klängen Fäden schweben,
Draus sie einen
Seidenschleier weben,
Brust, Gesichtchen
Decken sie ihr zu,
Daß mein Liebchen
Schlummere in Ruh’!

Ich und mein Lieb.

Von Egid Filek von Wittinghausen. Brünn.

Ich und mein Lieb
Wir haben zusammen Theater gespielt
Vor vielen fremden Menschen.
Unsere Seelen haben wir ihnen enthüllt,
Unsere schönen, nackten Seelen.
Mein Lieb schlug die Tasten,
Ich spielte ein süßes, trauriges Lied auf der Geige,
Ein Lied von Chopin.
Die vielen fremden Menschen haben Beifall geklatscht,
Jubelnd, rasend.
Aber dann sind sie alle zum Tanz gegangen.
Ich und mein Lieb
Wir sitzen allein in der dämmernden Stube,
Ober uns dröhnt der Boden,
Rauscht die Tanzmusik.
Wir drücken uns schweigend die Hand,
Ich bin so glücklich . . .

Unser Freund Georg.

Von **Karl Huffnagel.** Wien.

Er war ein herzensguter Junge, unser Freund Georg. Durch und durch Gemütsmensch, gehörte er zu denen, die nie in ihrem Leben einer Fliege die Beine ausgerissen haben, die aus Mitleid für einen getretenen Hund oder ein geprügeltes Pferd wütend werden. Seine Seele war butterweich, nahm die leisesten Eindrücke auf und bewahrte sie mit rührender Sorgfalt. Hassen konnte er nicht und eine Schlechtigkeit traute er keinem zu. Er hielt alle seine Bekannten für Tugendbolde und liebte jeden, der ihm einmal ein freundliches Gesicht zeigte. Er glaubte allen, und je öfter ihn jemand täuschte, desto mehr Entschuldigungen suchte er selbst für ihn zusammen. Ein einziges gutes Wort genügte, um ihn wieder zu gewinnen. Als Buben hatte ihn einmal ein Kamerad halbtot geschlagen und dann aus Angst vor der Strafe mit süßlichem Lächeln gebettelt: „Sei nicht bös, Georg, es war ja nicht so gemeint." Und Georg hatte ihm ganz freundlich die Hand gereicht, indes seine Linke den brennenden Rücken rieb. Er selbst konnte keinen Menschen absichtlich kränken. Unangenehm waren ihm wohl manche Leute; er hütete sich aber ängstlich, es ihnen zu zeigen. Nur wenn er systematisch gereizt und gedrückt wurde, wenn er Tage und Wochen lang seine Erbitterung hierüber niederhalten mußte, dann genügte oft ein kleiner unscheinbarer Anlaß, um dem Hochdruck eine plötzliche, elementare Wirkung zu geben. Eine Blutwelle stieg ihm in die Wangen und dann war's mit jeder Rücksicht für den Gegner und für ihn selbst vorbei. Aber ein versöhnendes Wort — und er war entwaffnet.

So war unser Freund Georg auch in seinen späteren Jahren. Dabei marterte ihn ein beinahe krankhafter Gerechtigkeitssinn. Wenn er von brutaler Gewalt, Unterjochung, Ausbeutung, Intriguen, kurz von irgend einer verübten Gaunerei, war diese rein privater oder hoch politischer Natur, vernahm, dann packte ihn ein Fieberschauer und er brauchte seine ganze große Beherrschungs-

kraft, um seine Wut in sich hineinzufressen. So wurde er zum unverbesserlichen Weltverbesserer. Das Thema Wahrheit und Lüge brachte ihn aber stets aus dem Häuschen. Er konnte nicht lügen, auch wenn er wollte. Sagte er einmal eine Unwahrheit, so wurde er dabei rot bis über die Ohren. Und darum haßte er die Lüge und darum verlangte er auch von allen und jedem volle Wahrheit. Wir hüteten uns gar sehr, diese Themen in seiner Gesellschaft zur Sprache zu bringen. Aber hie und da fiel so ein unüberlegtes Wort und damit warfen wir sozusagen den Fisch ins Wasser. „Die Lüge", schrie er dann, „ist das große, unüberwindliche Hindernis der Ausbildung des Menschentums. Das Volk muß sich Gesetze geben, Gesetze gegen die Lüge. Denn ein Volk, das keine Lüge kennt, braucht keine anderen Gesetze. Man strafe die Lüge schwer und unerbittlich und die Welt wird ihren Frieden haben. Aber da sitzen die Weisen beisammen und beraten die großen und kleinen, die politischen und die ethischen Menschengesetze: sie verabscheuen den Mord und erklären dem Nachbarvolk den Krieg; sie verurteilen die Tierquälerei und gehen auf die Hetzjagd; sie predigen Duldsamkeit und verbrennen die Ketzer; sie verlachen den Aberglauben und foltern die Hexen; sie verdammen den Ehebruch und verführen die Frauen ihrer Freunde; sie weinen über das Los der Armen und zahlen ihren Arbeitern Hungerlöhne; sie verbieten den Diebstahl und nehmen Wucherzinsen; sie lachen über die Mode und tragen Krinolinen und Zopfperücken. Das Empörende ist nur, daß diese Hochweisen wissen, daß sie der Lüge und der Lächerlichkeit dienen, die sie bekämpfen wollen. Und das, das sind Menschen, Ebenbilder der Gottheit!" Wir boten natürlich alles auf, um diese seine Erregung zu dämpfen, und gelobten uns im stillen, nie wieder eine solche Saite in ihm zu berühren.

Wir hatten ihn alle gern, unsern Freund Georg, wenngleich wir oft seine Weichherzigkeit belächelten. Wir versuchten wohl öfter ihn zu kurieren, es gelang uns aber nie. Namentlich von seiner Hauptschwäche war er nicht abzubringen. Diese war eine überzarte, pietätvolle Schwärmerei für alles, was mit einer lieben Erinnerung zusammenhing. Von Zeit zu Zeit bekam er eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Vergangenheit. Er suchte stille Plätzchen auf, wo er in glücklichsten Stunden verweilt, er las alte Briefe und holte vergrabene Bilder wieder hervor. Er war ein

großer Naturenthusiast und liebte vor allem das Meer. Alljährlich verbrachte er einen Teil seiner Ferien an der sonnigen Adria und versäumte nie auf der Parkterrasse von Miramar mindestens drei Stunden lang zu träumen. Eines Tages fiel es ihm ein, daß er den Rhein noch nicht kenne. Er trieb sich daher vier Wochen in den Rheinlanden herum und war ganz glücklich, bis ihm plötzlich in den Sinn kam, daß er ja seit einem Jahre seine Adria und sein Miramar nicht gesehen und daß er beide mindestens ein Jahr lang noch entbehren müsse. Das vergällte ihm die ganze Freude an seiner Rheinfahrt.

An gewissen Tagen besuchte unser Freund Georg ganz bestimmten Plätze: jeden 25. März saß er eine Stunde lang auf derselben Bank im Stadtpark; am 6. April stand er in Greifenstein an jener Stelle, die den herrlichen Ausblick über das Donautal bietet. Am 11. Juni ging er in der Schloßgasse spazieren, eine genau bemessene Strecke hin und her; am 28. Oktober fuhr er stets nach Klosterneuburg, ging jedesmal den gleichen Weg und blieb immer eine Sekunde vor demselben Hause in der Leopoldstraße stehen. Und so hatte er noch eine Anzahl von Tagen im Jahre vergeben. Am 31. Mai und am 4. Dezember holte er aus seiner Lade Angelas Briefe und Angelas Bild hervor und hielt eine stille Andacht; so feierte er den Namenstag und den Geburtstag einer Fernen. Ähnliches tat er am 12. September, an diesem Tage hatte er Johanna kennen gelernt, und am 10. November, an Hedwigs Todestag. Er las die Briefe alle vom ersten bis zum letzten, betrachtete lange das Bild, und dann legte er alles verschnürt und versiegelt in die Lade zurück. An solchen Tagen mied er jede Gesellschaft. Auch ging er nie mit einem andern an seinen Erinnerungsplätzen vorüber. Unter allen möglichen Vorwänden suchte er seine Begleiter auf einen andern Weg zu führen. Gelang ihm dies nicht, dann war seine Heiterkeit für den Rest des Tages dahin. Auch wenn er bei seinen Wallfahrten an einer solchen Stelle einen Fremden traf, wurde er ganz verzweifelt; es war ihm, als hätte man ihm sein Heiligstes geschändet.

So trieb er es Jahr für Jahr. Wir hatten allmählich seine Gewohnheiten und deren Grund ausgekundschaftet. Seinen Urlaub nahm er stets im Juli, weil dieser der einzige Monat war, in welchem er keinen Gedenktag zu feiern hatte. Das war für ihn

auch immer die glücklichste Zeit. Er war nie so heiter und zufrieden, als auf lustiger Wanderschaft, wo ihn nichts ans Vergangene erinnerte. In diesen Schlendertagen holte er sich auch stets neue Kraft zum Alleinsein. Wir hätten dem lieben Kerl gern ein gutes Weibchen gegönnt, denn er schien uns für eine glückliche Ehe wie geschaffen, aber er lehnte immer dankend ab. — Eines Abends saßen wir in fröhlicher Gesellschaft beisammen, ich rechts, unser Freund Robert links von ihm. Da sagte plötzlich Robert: „Georg, du hast ja schon weiße Haare!" Ganz verlegen, als hätte er ein Schuldbewußtsein, griff sich Georg an die Schläfe. Robert lachte und fuhr fort: „Du wirst alt, Georg, du mußt dich beizeiten um eine Frau umsehen."

Georg nickte, und wir waren alle darob sehr erstaunt. Er aber sagte ganz ernst: „Du hast recht, Robert. Ich will mirs überlegen. Ich war nun lange genug allein. Lacht mich aus, wenn ich euch gestehe, daß ich dieser Einsamkeit überdrüssig wurde, daß ich mich — lacht mich aus, Freunde! — nach einer glücklichen Ehe sehne. Ich habe in den letzten Jahren von meinen schönen und trüben Erinnerungen gelebt, habe mich von ihnen abhalten lassen, an eine Zukunft in meiner Liebe zu denken. Wenn ich so manchmal überlegte, ob ich nicht doch zugreifen solle, kam mir das wie ein Treubruch an Angela vor. Hedwig ist tot, Johanna verheiratet. Diese beiden hinderten mich nicht. Aber Angela —"

„Laß doch diese falsche Sentimentalität. Sie verdient dein Opfer nicht," sagte Robert heftig.

„Ich muß dir wieder recht geben, Robert. Aber — du kennst mich doch — wenn diese Gedanken gleich Gespenstern geschlichen kommen, mich verfolgen, mich anzuklagen scheinen — —"

„Laß doch diese dummen Gedanken!" warf ich ein.

Georg redete sich in eine heiße Erregung hinein: „Ja, ich will sie lassen. Ich will nicht weiter diesem Götzen falscher Treue dienen, ich will Ruhe haben! Sie hat keinen Anspruch auf diese Treue. Ich habe keine Pflicht. Warum kommt sie mir immer wieder in den Sinn und quält mich! Ich will endlich vergessen, ich will Ruhe haben, Ruhe!"

Wir besänftigten ihn. Als wir schieden, hatte er seine Ruhe. „Ihr werdet bald hören, daß ich vernünftig geworden bin," sagte er und reichte uns die Hand.

Vier Wochen später teilte uns eine kleine Karte mit, daß sich Georg Ebner mit Fräulein Anna Pilz, einem soliden, gut bürgerlichen Mädchen, verlobt habe. Dann hörten und sahen wir nichts mehr von unserem Freunde Georg.

* * *

Das war vor vier Jahren. Vor einigen Tagen — es war am 25. März — ging ich frühmorgens im Stadtpark spazieren und genoß die herrliche Frühlingsluft. Da sitzt auf seiner Bank niemand anderer als unser Freund Georg. Er lehnt in der Ecke und schaut vor sich hin. Ich bleibe vor ihm stehen und er blickt auf. Er scheint nicht gerade erfreut über unser Wiedersehen zu sein. Ich reiche ihm die Hand und will mich neben ihm niederlassen. Er aber steht hastig auf und sagt rasch, fast rauh: „Gehen wir lieber ein Stück zusammen."

Eine Weile schritten wir wortlos nebeneinander her. Da er noch immer stumm blieb, fragte ich: „Wie gehts dir und deiner Frau?"

Nach einer Pause antwortete er tonlos: „Ich bin seit drei Monaten geschieden."

„Geschieden?" — Mir schien es unmöglich.

„Ja, geschieden."

„Und warum? Es kann nur deine Frau schuld sein."

„Nein. Ich."

„Georg! Das ist ja undenkbar."

„Du willst natürlich wissen, quis, quid, ubi usw., du wirst mich solange quälen, bis du alles erfahren hast. Da will ich dirs lieber gleich selber erzählen. Aber kurz. Ein paar Worte genügen ja. Du kennst meine Schwäche in Bezug auf meine Gedenktage. Ich kann nichts dafür, ich bin einmal so und kanns nicht ändern. Ich wollte mich ja losreißen davon, aber es ging nicht. Zwei solcher Tage ließ ich vorübergehen ohne das gewohnte Erinnerungsopfer. Als der dritte kam, hielt ichs nicht länger aus. Ich wäre vor Aufregung krank geworden. Und so hielt ich meine Gedenkfeiern weiter. Solange ich nur verlobt war, gings ja. Mitunter mußte ich die Nacht hiezu verwenden. Mit dem Hochzeitstage fing aber meine Pein an. Der Teufel mochte meinen Leuten eingeflüstert haben, der 6. April sei der passendste Tag für meine

Trauung. Ich bot alles auf, um sie von ihrer Begeisterung für dieses Datum abzubringen. Vergebens. Als ich merkte, daß meine Bemühungen schon Argwohn erregten, gab ich nach, fuhr am 5. mit dem letzten Zuge nach Greifenstein und kehrte am Hochzeitstage mit dem ersten zurück. Niemand erfuhr etwas. Man glaubte mich bei einem Abschiedssouper in eurem Kreise. Von da an nahm ich mir immer wieder vor, mich meinem Dämon zu entringen. Aber ich versuchte es nicht oft. An solchen Tagen und in den darauffolgenden Wochen litt ich geradezu an einer Art Verfolgungswahn. Und so gab ich den ungleichen Kampf auf. Mein heimliches Verschwinden, mein Einschließen in mein Arbeitszimmer, meine Ausflüchte, meine Erregtheit blieben meiner Frau natürlich nicht verborgen. Sie wähnte sich betrogen. Ich wollte ihr begreiflicherweise die wahren Gründe nicht mitteilen und so gab es zuerst Tränen, dann Szenen. Die Geschichte wurde immer ärger. Der Schwiegervater, dem ich meine unglückselige Manie in der Hoffnung auf seine beruhigende Vermittlung anvertraute, glaubte mir nicht, nannte mich einen Betrüger, der ihm sein armes Kind morde. Meine Frau wurde in diesem ewigen Ringen schwer krank. Ich liebte sie wirklich und liebe sie noch immer. Aber schließlich kams zum Bruch. Nach einer leidenschaftlichen Szene erbrach sie jene Lade und fand die Briefe, Bilder und sonstigen kleinen Erinnerungen. Da wars aus, ich mochte mich verteidigen wie ich wollte. Ich hätte die Sachen vernichten sollen. Aber um nichts in der Welt hätte ich das vermocht. Anna wollte sich damit zufrieden geben, wenn ich Briefe und Bilder verbrannt hätte. Es wäre alles wieder gut gewesen. So sehr ich Anna liebte und trotzdem ich wußte, meine Weigerung bedeute die Trennung von ihr — ich konnte es nicht. Sie verstand mich nicht, mein Gedenken an die Fernen und an die Tote war in ihren Augen ein Treubruch. Und ich hatte schließlich nicht mehr die Kraft, sie zu halten, wie ich die Kraft nicht finden konnte, mich von der Erinnerung loszureißen."

Georg schwieg. Ein paar große Tränen rannen ihm in den Bart und sein Auge bekam einen unsäglich verzweifelnden Ausdruck.

Ich fragte leise: „Kinder?"

„Der Bub und das Mädel sind bei meiner Frau. — Aber jetzt laß mich, lieber Freund. Ich muß heute allein sein. Leb' wohl. Verzeih' mir."

„Noch ein Wort," sagte ich. „Du brauchst Aufheiterung. Komm morgen zu uns. Die Freunde werden sich freuen, dich wiederzusehen."

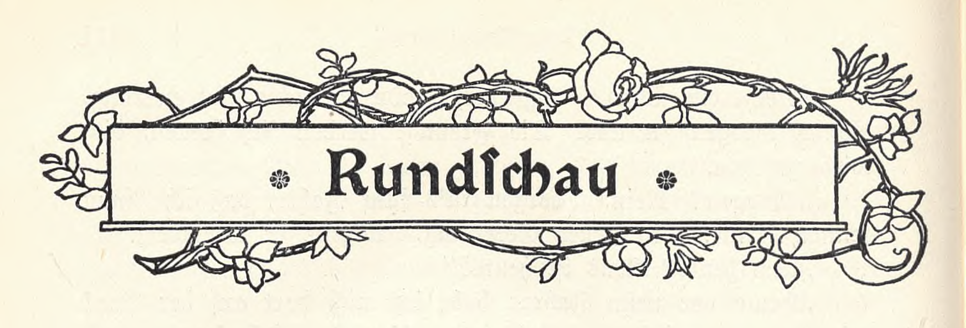
„Morgen? Nein. Morgen ist's fünf Jahre, daß ich Anna kennen lernte. Ein neuer Gedenktag," lächelte er wehmütig.

„Und heute? Was ist heute?"

„Heute vor neun Jahren habe ich mich dort auf der Bank mit Angela verlobt. — Und jetzt leb' wohl. Ich komme bald zu euch. Vielleicht übermorgen."

Ich sah ihm nach, wie er langsam jener Bank zuschritt und sich wieder in dieselbe Ecke drückte. Armer Kerl! sagte ich vor mich hin und ging den Weg nach der andern Seite.





Weltpolitik.

Still und ruhig ist der fünfundzwanzigjährige Gedenktag des Abschlusses des deutsch-österreichischen Bündnisses vorübergegangen. Kaum daß ein oder das andere Blatt Notiz davon nahm. Wozu auch! Eine so wuchtige historische Tatsache, die seit dem Jahre 1879 die gesamte europäische Politik beherrscht, das stärkste Bollwerk des Friedens geworden ist und trotz aller übelwollenden und geringschätzigen Kritik — man möchte sagen, täglich und stündlich, sich im Sinne ihrer Schöpfer äußert — bedarf keines besonderen Anlasses, um der Öffentlichkeit wieder in Erinnerung gerufen zu werden. Fünfundzwanzig Jahre sind seit diesem historischen Datum vorübergerauscht, allein auch die heutige Situation auf der europäischen Bühne trägt deutlich noch das Gepräge des Aktes vom 22. September 1879. Die Überklugen hatten einst gemeint, der Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses sei ein Fehler gewesen, der einige Jahre nachher über Europa die Kriegsgefahr heraufbeschwor und dann die russisch-französische Entente zeitigte. Konnte man die Entwicklung der europäischen Politik wirklich so verkennen? Die Elemente, aus denen sich die russisch-französische Entente entwickelte, sind älter als das Konzept des deutsch-österreichischen Vertrages; wir begegnen ihnen bereits in der Zeit Napoleon I., wo die französische und russische Politik weit mehr Berührungspunkte hatte als irgend zwei andere Staaten Europas. Mitteleuropa zu unterjochen war das Ziel Napoleons und der Zaren seit Peter dem Großen und die jämmerliche Zerklüftung Deutschlands, seine politische Desorganisation, die sich aus der Tatsache ergab, daß neben der alten habsburgischen Macht die

Hohenzollern emporschossen, war der Boden, auf dem die revolutionären Pläne von Ost und West immer üppiger wucherten. Die Neugründung des Deutschen Reiches änderte die Situation, eine Militärmacht ersten Ranges war beinahe über Nacht im Herzen Europas entstanden, allein das Problem, über dem Friedrich der Große in seinen letzten Tagen brütete und mit dem der genialste Diplomat auf dem habsburgischen Throne Leopold II. sich beschäftigte: Die Sicherung der großen strategischen Linie von der Elbemündung bis zur Adria war noch nicht gelöst. Erst der Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses realisierte diesen Gedanken und wenn unter Gortschakoff eine Kriegsgefahr über Europa heraufzog, so war das nicht eine Folge des 22. September 1879, sondern das letzte Aufflackern des Widerstandes gegen den Zusammenschluß Zentraleuropas. Und war denn die russisch-französische Entente jemals ein Kriegsbündnis? Vielleicht in den Augen nur rückwärts schauender Franzosen; Rußland faßte es niemals als etwas anderes auf, denn als ein diplomatisches Gegengewicht gegen das deutsch-österreichische Bündnis. Nur so läßt es sich auch erklären, daß sich um diese zwei Bündnisse ein ganzes System von Separatverträgen gruppierte, das die vorhandenen politischen Gegensätze nicht verschärfte, sondern im Gegenteile milderte, weil eben die ganze Konzeption der diplomatischen Grundlage der europäischen Politik: das deutsch-österreichische Bündnis, eine durchaus friedliche war.

Wenn jemand Ursache hat, mit dieser Gestaltung unzufrieden zu sein, so sind es jene französischen Politiker, die die Sprache der Geschichte nicht verstehen, und die Engländer, die einen Abschluß der russischen Expansion nach dem Westen ebensowenig wünschen, wie die friedliche Entwicklung der deutschen Arbeit. Bei der neuesten Annäherung zwischen Frankreich und England mögen solche Empfindungen mit im Spiele gewesen sein, gewiß kommen sie aber in den fortgesetzten Versuchen der englischen Presse zum Ausdrucke, zwischen den kontinentalen Staaten Mißtrauen zu säen. Allen voran beeifert sich die „Times“, Frankreich gegen Deutschland und Rußland zu hetzen. Ihre neueste Erfindung ist ein Vertrag, der zwischen Deutschland und Rußland abgeschlossen worden sein soll, der die Teilung Ostasiens zwischen Rußland und Deutschland bezweckt. Frankreich, Amerika und Japan sollen da mißtrauisch gemacht werden. Die Erfindung ist indessen so

dumm, daß sie zu deutlich das Mißbehagen gewisser englischer Kreise über die Vertiefung der feindschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und den beiden Kaisermächten erkennen läßt. Dazwischen durch leistet sich dasselbe Blatt einen Artikel — angeblich von hoher militärischer Seite — der Deutschland in Rußland diskreditieren soll, indem er behauptet, daß Rußland seine Mißerfolge ausschließlich Deutschland zu verdanken habe, denn die deutschen Zeitungen seien es gewesen, die Rußland die schlechtesten militärischen Ratschläge erteilt habe! — Reichsdeutsche Zeitungsartikel haben also die Basis der Dispositionen der russischen Kriegsleitung gebildet! Es ist geradezu wunderbar, welchen Unsinn ein Blatt zusammenschwätzen darf, wenn es einmal im Geruche eines „Weltblattes" steht. Beispiele dafür ließen sich ja auch in allernächster Nähe finden. Ebenso tendenziös ist übrigens auch alles, was über angebliche Friedensvermittlungen geschrieben wird, wobei natürlich wiederum Deutschland die undankbare Stelle des Friedensstifters zugeteilt wird. Man braucht nicht erst russische Zeitungen zu lesen, um zu wissen, daß Rußland keine Vermittlung will, weil seine Chancen mit jedem Tage günstiger werden, jedenfalls entspricht aber ein Artikel der „Novoje Wremja" vollständig den in Petersburg und in Berlin herrschenden Dispositionen, wenn es dort heißt: „Es ist natürlich, daß vor allem und am meisten diejenigen nach Frieden seufzen und durch die Schrecken des Krieges niedergedrückt sind, die da befürchten, auf die eine oder andere Weise in diesen Krieg verwickelt zu werden. Aus diesem Grunde sind gerade in Frankreich Stimmen für die Vermittlung und Intervention laut geworden. Dort weist man auf das Land hin, aus dem die erwünschte autoritative Stimme ertönen könnte, welche die Kämpfenden zur Versöhnung auffordert. Wie kurzsichtig sind aber die Friedensfreunde in Frankreich, die da hoffen, daß Kaiser Wilhelm geneigt sei, diese undankbare Rolle zu übernehmen." — Neuestens heißt es, daß am Pekinger Hofe ein diplomatischer Schritt vorbereitet werde, um die Mächte zu bestimmen, daß sie, wenn die Japaner die den Chinesen heilige Stadt Mukden erobern sollten, die Zurückgabe Mukdens und der Mandschurei an China fordern. Es ist möglich, daß bei einer entsprechenden Entwicklung der Dinge sich da eine Basis für die Einstellung des Krieges finden ließe. — Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze absorbieren das allgemeine Interesse so, daß für die Vor-

gänge in unserer Nähe nur wenig übrig bleibt, und doch machen sich besonders im Südosten Europas Erscheinungen bemerkbar, die einige Aufmerksamkeit verdienen. Die russisch-österreichische Reformaktion in den europäischen Vilajets der Türkei ist, wenn auch nicht ins Stocken geraten, so doch durch die gewohnheitsmäßige Verschleppungspolitik der Pforte derart gehemmt, daß neuerliche scharfe Vorstellungen am goldenen Horn unvermeidlich sein werden. Ein wichtiges Moment hiebei bildet der Empfang des Fürsten Ferdinand beim Kaiser Franz Josef, der, ohne daß seine politische Bedeutung überschätzt wird, doch dahin gedeutet werden muß, daß Bulgarien nunmehr den Gedanken an jede kriegerische Aktion aufgegeben hat und seine Politik vollständig in den Rahmen des Mürzsteger Programms fügt; das klügste, was es zur Zeit tun kann, weil es dadurch den zwei Reformmächten die Möglichkeit gibt, um so stärker auf die Pforte zu drücken; denn nachdem Bulgarien sich den zwei Reformmächten angeschlossen hat, ist der Fall eines türkisch-bulgarischen Konfliktes ausgeschlossen und die Türkei nicht mehr in der Lage, ihre schlaffe Haltung gegenüber den reformfeindlichen Elementen in den westlichen Vilajets damit zu rechtfertigen, daß sie infolge der drohenden Haltung Bulgariens nicht genügend Truppen zur Hand habe, um ihre eigenen Untertanen zur Raison zu bringen. Aus dem Empfange des Fürsten Ferdinand in Wien ergibt sich aber auch, daß die Nachrichten, die von dem Abschlusse eines in erster Linie gegen Österreich-Ungarn gerichteten Bündnisses zwischen Serbien, Bulgarien und Montenegro erzählten, ganz unbegründet waren. Es steht heute fest, daß die Gerüchte hierüber durchwegs serbischen Ursprungs waren, ließ doch ein vor einigen Monaten aus der Feder des serbischen Preßchefs stammender und in der „N. Fr. Presse" erschienener Artikel die Frage, ob dieser Balkanbund wirklich abgeschlossen worden sei, absichtlich in mystischem Dunkel. Die Motive, von denen man hiebei auf serbischer Seite geleitet war, sind auch ziemlich klar. Nach den vielen mißlungenen Versuchen, die Blutflecken, die an dem Throne König Peters noch haften, in den Augen der Mächte abzuwaschen, glaubte man die Rehabilitierung Serbiens in der europäischen Öffentlichkeit dadurch durchsetzen zu können, daß man den Fürsten Ferdinand zu einer Zusammenkunft mit König Peter bewog, die politisch bedeutungslose Botenfahrt des Privatsekretärs des Königs, Menadowitsch, nach Cetinje mit großer Umständlich-

keit inszenierte, um dann Serbien in den Mittelpunkt eines Balkandreibundes zu stellen. Das Unglück für die serbischen Politiker, die heute in der Tat von der Hand in den Mund leben, war nur, daß das Konzept zu diesem Bündnisse noch heute unbenützt in der Schreibtischlade König Peters liegt, Fürst Ferdinand nicht im Traume daran dachte, sich an das heute politisch nullifizierte Serbien zu ketten und man in Sofia aus dieser Tatsache auch gar kein Hehl machte. So kam der Krönungstag König Peters heran, ohne daß auch nur eine der Voraussetzungen sich erfüllt hätte, mit denen man in Belgrad gerechnet hatte. Von allen europäischen Höfen war nur der des Fürsten Nikita vertreten. Als die Ursache dieser fortgesetzten Zurückhaltung der Mächte kann nur die Tatsache bezeichnet werden, daß es dem König Peter an der nötigen Kraft gebricht, die ihm nominell übertragene Gewalt wirklich auszuüben und die Welt mit dem 11. Juni 1903 durch die völlige Kaltstellung der Mörder des letzten Obrenowitsch und durch ein straffes Regime zu versöhnen, das allein Serbien wieder aufzurichten vermag. Der Konstitutionalismus König Peters ist nichts anderes als der Ausfluß seiner Schwäche gegenüber den Faktionen, die das Land ruinieren. Serbien bedarf keiner demokratischen Verfassung und ebensowenig verträgt es die Willkürherrschaft eines Schwächlings wie Alexander, wohl aber benötigt es einer energischen zielbewußten Persönlichkeit, denn mehr als anderswo fällt in Ländern mit halbzivilisierter Bevölkerung die Persönlichkeit des Herrschenden ins Gewicht. König Peter mag den besten Willen haben, eine Stabilisierung der Verhältnisse in Serbien ist aber seit seiner Thronbesteigung nicht eingetreten, das Land ist nach wie vor der Spielball der Faktionen.

Ähnliche Wahrnehmungen kann man auch in Italien machen, wo die schwankende Haltung des Königs und seine Nachgiebigkeit gegen den Lärm der Straße selbst einen so tüchtigen Mann wie den gegenwärtigen Ministerpräsidenten Giolitti zu einer wenig beneidenswerten Rolle verurteilt. Es hat einen sehr peinlichen Eindruck gemacht, als anläßlich des letzten Generalstreiks in Italien Giolitti auf eine ebenso hochfahrende wie unbegründete Beschwerde des Turiner Bürgermeisters eine geradezu demütigende Entschuldigungsdepesche absandte. Wollte er damit bei den Sozialdemokraten um schön Wetter bitten, dann hat er seinen Zweck nicht erreicht, da die Parteien der äußersten Linken in einer kürzlich

abgehaltenen Versammlung eine Resolution beschlossen, die stürmisch den Rücktritt des Kabinetts und die Einberufung der Kammer fordert. Eine ernste Gefahr für das Kabinett Giolitti bildet diese Kundgebung allerdings noch nicht, es wird vielmehr noch abzuwarten sein, welche Aufnahme der nunmehr zu stande gekommene Handelsvertrag zwischen Italien und Österreich-Ungarn in den italienischen Deputiertenkreisen finden wird. Der Vertrag, der die Weinzollklausel bis zum Ende dieses Jahres bestehen läßt, ist ein durchaus loyales Kompromiß, wenn man bedenkt, daß Handelsverträge immer auf gegenseitigen Kompensationen beruhen. Parlamentarische Interessenvertreter pflegen allerdings von solchen Gründen der Vernunft nie etwas zu hören und pflegen immer die Ansicht zu vertreten, daß ein Handelsvertrag nur dann gut sei, wenn er alle Vorteile auf die eigene und alle Nachteile auf die fremde Seite legt. In Italien wird man sich indessen kaum verhehlen, daß auf einer anderen Basis ein Vertrag mit Österreich-Ungarn überhaupt unmöglich war; kompromittiert ist dabei nur der Schatzminister Luzzatti, der, bevor er Minister wurde, ganz Italien die Versicherung gab, daß die Fortdauer der Weinzollklausel gesichert sei, wenn er nur erst Minister sein werde.



Zu beiden Seiten der Leitha.

Die tote Saison auf innerpolitischem Gebiete ist zu Ende. Der Sommer hat keine Veränderung in der Gruppierung der Parteien gebracht und auch ihr Verhältnis zu der Regierung so ziemlich unberührt gelassen. So ziemlich, denn man kann nicht übersehen, daß die Verstimmung, die auf deutscher Seite hauptsächlich wegen den Verfügungen der Regierung, betreffend die Lehrerbildungsanstalten in Troppau und Teschen Platz gegriffen hat, noch nicht ganz gewichen ist. Das ist begreiflich. Die großen deutschen Parteien, die bereits den Boden der politischen Negation verlassen haben, verschließen sich nicht der Erkenntnis, daß der Besitz der Macht immer und überall auch Opfer auferlegt und die Deutschen, wenn sie ihren Einfluß auf die Lösung der nationalpolitischen Hauptfragen aufrechterhalten wollen, in Nebenfragen zu Konzessionen bereit sein müssen. Das war seit 1861

so und wird auch in Zukunft so sein; allein so abgelebt der nationalpolitische Radikalismus in allen Lagern sein mag; die Zahl der Schwachen und Ängstlichen, die einen Zusammenstoß mit den radikalen Schreiern in ihren Wahlkreisen fürchten, ist noch zu groß, als daß nicht ihre Empfindungen in fortgesetzten Schwankungen in der Haltung der betreffenden Parteien zum Ausdrucke kommen sollten. So gibt es in ihrer Gesinnung recht gemäßigte deutsche Abgeordnete, die außer Rand und Band geraten, wenn von Troppau und Teschen die Rede ist, nur weil sie zu ängstlich oder zu bequem sind, den Radikalen gegenüberzutreten. Und im tschechischen Lager? Ist die Geschichte der jungtschechischen Partei in den letzten Jahren nicht eine Geschichte fortwährender Opfer des Intellekts auf dem Altare des Radikalismus? Manchmal entschlüpft dem einen oder dem andern jungtschechischen Abgeordneten das Geständnis, daß die Politik der Partei gründlich verfehlt sei; alle Jungtschechen denken so und trotzdem beschließt man immer wieder die Fortsetzung der Obstruktion, nicht weil man damit für das tschechische Volk etwas zu erreichen hofft, sondern weil man sich damit die geliebten Mandate erhalten zu können glaubt. Die Feigheit nach unten, dieses erbliche Laster der Demokratie, hat die Parteien völlig entnervt und korrumpiert. Daß sich Anzeichen einer Gesundung bemerkbar machen, soll nicht geleugnet werden, allein der Prozeß ist noch lange nicht so weit vorgeschritten, als daß den in der letzten Zeit über die Bildung einer parlamentarischen Majorität erschienenen Artikeln irgend welche praktische Bedeutung beigelegt werden könnte. Christlichsoziale und Konservative sollten da zu einem „Zentrum" vereinigt und mit der Aufgabe betraut werden, mit den deutschen Großgrundbesitzern, den Polen und anderen arbeitswilligen Parteien eine Parlamentsmehrheit zu bilden. Diese ganze Konzeption leidet an zwei Fehlern. Erstens ist es ein Irrtum, den reichsdeutschen Zentrumsbegriff ins Österreichische übertragen zu wollen. Die Verhältnisse liegen hier bei uns ganz anders, als im Deutschen Reiche. Ein Zentrum als Vereinigung aller positiv katholischen Elemente ist vor allem aus nationalen Gründen unmöglich, weil eben das Hohenwartsche Zentrum an seiner Bettgenossenschaft mit den Slawen zu Grunde gegangen ist, und auch die katholische Volkspartei noch unter ihrer einstigen Zugehörigkeit zum Hohenwartklub schwer leidet, in Tirol sogar unheilbar. Im übrigen aber bestehen zwischen der katho-

lischen Volkspartei und den Christlichsozialen eine Reihe grundsätzlicher Differenzen. Die katholische Volkspartei ist eine rein konfessionelle Partei, während die Christlichsozialen lediglich das christliche Moment gegenüber dem jüdischen betonen, zumeist aus wirtschaftlichen Gründen; ferner hält die katholische Volkspartei an der bischöflichen Autorität auch in politischen Dingen fest, während die Christlichsozialen in diesem Punkte anderer Meinung sind; endlich aber sind die Christlichsozialen die Partei des kleinen Klerus, während man auf konservativer Seite seine Interessen zu lange vernachlässigt hat, um nicht stummen Gehorsam von ihm fordern zu müssen. Wenn darum von einer Vereinigung beider Parteien gesprochen wird, so kann es sich nicht um eine Fusion handeln, sondern um die Aufsaugung der einen durch die andere; ein solcher Prozeß vollzieht sich aber nicht in der Form von Kompromissen, wie die Entwicklung der Dinge in Tirol zeigt, sondern unter fortgesetzten Kämpfen. Doch selbst wenn die Möglichkeit einer Fusion vorhanden wäre, so läge für die Christlichsozialen doch kein Grund vor, ihre gegenwärtige, ganz günstige Position mit der Rolle eines Prügelknaben zu vertauschen, zu der sie als majoritätsbildende Partei unter den gegenwärtigen Verhältnissen verdammt würden. Ganz abgesehen davon aber schließen die Verhältnisse im Parlamente jede Majoritätsbildung aus. Die Parteien sind, wie schon erwähnt wurde, regierungsunfähig geworden und, wie es scheint, nicht aus zufälligen Gründen, sondern infolge der organischen Fehler des Repräsentativsystems, das, weil es auf Wahlen beruht, die Feigheit nach unten zum alles beherrschenden Faktor macht. — Die breite Öffentlichkeit ist sich dessen zwar nicht klar bewußt, allein sie fühlt es, denn sonst wäre ihre völlige Teilnahmslosigkeit gegenüber der Lage im Parlamente nicht erklärlich. Unter den gegebenen Verhältnissen kann deshalb auch gar nicht von der Möglichkeit einer Auswechslung des gegenwärtigen Beamtenkabinetts durch ein parlamentarisches Ministerium gesprochen werden. Eine Änderung könnte nur eintreten, wenn die Deutschen, durch die Radikalen gedrängt, sich verleiten ließen, der Regierung prinzipiell Opposition zu machen und sie dadurch auf die slawische Seite hinüberzudrängen. Ein parlamentarisches Ministerium der Rechten würde daraus allerdings auch nicht geboren werden, da dann an die Stelle der tschechischen Obstruktion die deutsche treten würde; allein wenn die Regierung genötigt würde,

sich außerparlamentarisch auf die Tschechen zu stützen, so würde sie ihnen administrativ auch mehr Konzessionen machen, als es heute der Fall ist. Dieser Erwägung werden die gemäßigten deutschen Parteien sich trotz des Geschreies der Radikalen nicht verschließen und darum dürfte auch voraussichtlich alles beim alten bleiben und dem Reichsrate im November nur die Aufgabe obliegen, seine Arbeitsunfähigkeit aufs neue zu beweisen. Die Lage der Regierung ist also, soweit das Parlament in Betracht kommt, unverändert, was jedoch nicht sagen will, daß ihr nicht schwierige Aufgaben zu lösen übrig blieben.

Die Dinge in Triest haben sich bekanntlich unter der schwankenden Verwaltung des bisherigen Statthalters Grafen Goëß kritisch zugespitzt. Sein Nachfolger wird der derzeitige Landespräsident der Bukowina, Prinz Hohenlohe, sein, an dessen Stelle der gegenwärtige Präsidialist im Ministerium des Innern, Hofrat v. Bleyleben, treten wird. In welcher Weise die Regierung in Triest Ordnung zu schaffen gedenkt, ist noch nicht bekannt, jedenfalls dürfte aber der Wille der Zentralregierung unter dem Prinzen Hohenlohe klarer und nachdrücklicher zur Geltung kommen, als unter den bisherigen Triester Statthaltern. Ebenfalls italienischer Natur sind die Schwierigkeiten, die sich fortgesetzt aus der Innsbrucker Universitätsfrage ergeben. Nachdem zwischen den Deutschen und Italienern kein Einverständnis darüber erzielt werden konnte, wohin die italienischen Parallelkurse von Innsbruck verlegt werden sollen, entschloß die Regierung sich, die Kurse unter schärferer Abtrennung von der deutschen Universität in Innsbruck zu belassen. Darob großer Entrüstungssturm bei den Deutschradikalen und bei den Italienern. Jene vergaßen wiederum, daß gerade ihr Geschrei nach Beseitigung der Innsbrucker italienischen Parallelkurse die Frage der Errichtung einer eigenen italienischen Universität akut gemacht hatte; im Lager der Welschen aber vergaß man, daß von italienischer Seite alle anderen Vorschläge der Regierung brüsk abgelehnt worden waren. Neuerdings heißt es, daß von deutscher und italienischer Seite Trient als der Sitz der künftigen italienischen Universität vorgeschlagen werden solle. Bekanntlich bedarf es hiezu eines Reichsgesetzes; an die Möglichkeit eines solchen glauben aber selbst nicht die parlamentarischen Optimisten; im übrigen soll man nicht vergessen, daß die italienischen Parallelkurse in Innsbruck durch einen Beschluß des Tiroler Landtages

errichtet worden sind; mit ihrer Beseitigung mithin allenfalls der Innsbrucker Landtag befaßt werden müßte. Der ist aber bekanntlich auch arbeitsunfähig, und so bleibt nichts anderes übrig, als das einzig Vernünftige unter den gegebenen Verhältnissen zu tun: die Parallelkurse als eigene Fakultät in Innsbruck zu lassen und allfälligen Demonstrationen, von welcher Seite immer, mit dem nötigen Nachdrucke zu begegnen.

Damit sind alle innerpolitischen Momente erschöpft, die für die Entwicklung in der nächsten Zeit von Bedeutung sein können, zumal da über die Dispositionen der ungarischen Regierung für die gemeinsam zu erledigenden Angelegenheiten noch nichts bekannt ist. Der ungarische Reichstag wird sich erst im nächsten Monate versammeln, um sich neben einigen Vorlagen von minderem Belange mit dem Staatsvoranschlage für 1905 und dem neuen Volksschulgesetzentwurfe zu befassen. Für die Durchführung des letzteren ist im neuen Staatsvoranschlage bereits ein entsprechender Posten eingestellt, die Regierung rechnet also mit der parlamentarischen Erledigung dieses bei den Nichtmagyaren auf den heftigsten Widerstand stoßenden Entwurfes noch vor Ablauf dieses Jahres und sie dürfte sich darin auch nicht täuschen. Der Entwurf ist ja nichts anderes als die Durchführung einer jener Vereinbarungen, auf Grund deren die Unabhängigkeitspartei mit dem Grafen Tisza Frieden schloß. Das neue Volksschulgesetz beseitigt die letzten Reste der Schulautonomie der nichtmagyarischen Volksstämme, es ist eine Magyarisierungsmaßregel großen Stils und wird darum auch vom ungarischen Abgeordnetenhause rasch erledigt werden. In eine Zwickmühle wird hiebei nur die Volkspartei kommen, die ihre Mandate zum Teile noch den slowakischen Hilfsvölkern im Norden Ungarns verdankt. Da sie an nationalem Chauvinismus mit den Kossuthisten konkurriert, wird sie zu dem Entwurfe Ja und Amen sagen müssen, damit aber das Tischtuch zwischen sich und den Slowaken zerschneiden.



Volkswirtschaftliches.

Allen Prophezeiungen und Wahrsagungen entgegen, ist unser Handelsvertrag mit Italien noch immer nicht unter Dach gebracht. Schon für die ersten Tage des September war seine Unterzeichnung uns angekündigt worden; jedesmal aber, wenn die „wohlunterrichteten Quellen" von den Ereignissen des Tages sich Lügen gestraft sahen, kamen sie um eine Prolongation „bloß für wenige Tage" ein. Man darf die Verzögerung nicht gerade übel aufnehmen. Ein Handelsvertrag — und namentlich der unsrige mit dem italienischen Reiche — bedeutet kein Kinderspiel. Soll nach langen Jahren endlich wieder eine wirtschaftliche Verträglichkeit eintreten, darf nicht nur gefordert, sondern muß auch gewährt werden. Es ist bisher der größte Fehler unserer Unterhändler gewesen, daß, wenn man sie zu Vertragsverhandlungen delegierte, sie die Allüren und Gewohnheiten eines simplen Markteinkäufers hervorkehrten, dessen Bestreben lediglich auf billigen Bezug der Ware gerichtet ist. Nicht ein billiger Preis darf von einer Seite, sondern Billigkeit von beiden Vertragsteilen verlangt werden. Nicht um ein Einzelgeschäft handelt es sich beim Abschluß eines Handelsvertrages, sondern um den gesamten Handel der beiden Völker, welcher in ein bestimmtes und reguliertes Flußbett geleitet werden soll. Wenn alle jene Bulletins, die gerade in den letzten Tagen aus Rom bei uns anlangten, nicht zu sehr von der Wahrheit abweichen, ist die harte Arbeit schon zum allergrößten Teile vollbracht, ist die Aufgabe mit einem geradezu seltenen Erfolge gelöst worden. Es sind in jüngster Zeit allerhand Daten in die Öffentlichkeit hinausgetragen worden; es tut aber nichts weiter zur Sache, ob ein Quantum von 400.000 Meterzentnern weißen Verschnittweines zu einem Zolle von 18 Lire nach Österreich-Ungarn Eingang finden soll, oder ob eine etwas höher gegriffene Quantität bei einem unbedeutend tieferen Zollsatze in unsere Monarchie wird eintreten dürfen. Die Bedeutsamkeit des mühevollen Vertragswerkes besteht darin, daß zu allseitigem Nutzen vom Irrwege einer wirtschaftlichen Selbstsuchtspolitik abgegangen worden ist. Erwägt man, daß der Kern der ganzen Vertragsverhandlungen in dem Kardinalsatze bestand, jede Sonderbegünstigung italienischen Weines habe auch in dieser be-

schränkten Form nur für einen relativ kurzen Zeitraum noch zu währen, ist den Ansprüchen unseres Weinbaues vollends Genüge geschehen. In den bösen Zeiten der Reblaus waren wir auf Italien angewiesen; es kam, und wir dankten ihm hiefür. Da wir jetzt — oder in absehbarer kurzer Frist — seiner Hilfe nicht mehr bedürfen, können wir unmöglich ohne jede wirtschaftliche Nötigung ihm eine wirtschaftliche Gastfreundschaft solcher Art gewähren. Und Italien war klug und drang nicht weiter in uns. An Gegenkonzessionen von unserer Seite hat es übrigens auch nicht gefehlt. Das war nur recht und billig. Gewiß wird es an Tadlern auf der einen oder der anderen Seite nicht fehlen. Das darf uns aber die Freude und die Genugtuung nicht nehmen, uns einen starken wirtschaftlichen Freund erhalten zu haben.

Ein wirtschaftliches Ereignis, das nicht gerade überraschend kam, hat sich in den letzten Tagen vollzogen. Die Schweiz hat ihren Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn gekündigt und zugleich unserm Ministerium des Äußern mitgeteilt, daß sie in Verhandlungen wegen eines neuen Vertrages einzutreten geneigt sei. Spielte auch die Schweiz im Exporte unserer Monarchie bisher keine zu bedeutsame Rolle — sie partizipierte während der Geltung des bisherigen Übereinkommens an unserer Gesamtausfuhr mit kaum vier Prozent — werden doch unsere leitenden Kreise sich mit dieser jüngsten wirtschaftlichen Frage ernstlich zu beschäftigen haben. Auch die Schweiz hat in ihrer Entwicklung den Übergang von der landwirtschaftlichen zur industriellen Produktion bereits vollzogen. Die Kenner der industriellen Entwicklung Europas wissen, daß die Schweiz vermöge ihrer geographischen Lage und ihrer Verhältnisse im internationalen Verkehrsleben von jeher darauf angewiesen war, lediglich durch qualitative Leistungen sich einen Markt zu erobern und zu erhalten. Gerade deshalb muß ihre Konkurrenz auf dem Weltmarkte auch für die übrigen Nationen als äußerst lehrreich bezeichnet werden. Nur in vereinzelten Fällen hat man von willkürlichen Unterbietungen und Schleuderpreisen im Maschinenbau gehört; im allgemeinen ist die schweizerische Industrie stets auf die gründliche Durchbildung der Konstruktionen und eine in jeder Beziehung gediegene Ausführung bedacht gewesen. Ist auch heute noch mehr als ein Drittel der schweizerischen Bevölkerung — 1,133.000 Menschen — in der Landwirtschaft tätig, und stellt ihre Jahresproduktion einen

Wert von über 500 Millionen Franken dar, ernähren doch das Handwerk und die stehenden Gewerbe 700.000 Personen, die Industrie 500.000 Personen, Handel und Verkehr 200.000 Personen. Dabei verschieben sich die vorgenannten Zahlen zu ungunsten der Landwirtschaft immer mehr. Dem entspricht auch die Steigerung unserer Ausfuhr in die Schweiz. Österreich-Ungarn, das bis heute eines der hervorragendsten Agrikulturländer Europas geblieben ist, wird eben immer stärker herangezogen, die erhöhten Lebensmittelbedürfnisse der schweizerischen industriellen Bevölkerung zu decken. Während der Export unserer Monarchie in die Schweiz im Jahre 1899 nicht höher als 72 Millionen war, erhöhte er sich im Jahre 1903 auf fast 82 Millionen Kronen. Die wichtigsten Ausfuhrartikel aber bildeten landwirtschaftliche Produkte, wie Getreide, Hülsenfrüchte und Mehlprodukte, Schlacht- und Zugvieh, tierische Produkte, Holz und Getränke. Das mag unserer Handelspolitik zum Fingerzeig dienen. Wird Deutschland, wie vorauszusehen ist, auch uns gegenüber auf seinem Standpunkte beharren, daß es einer fremden Landwirtschaft keine Konzessionen gewähren darf, kann die Schweiz leicht unser Helfer in der Not werden. Man sage ja nicht, daß die Schweiz uns keinen wertvollen Freund abgeben könne. Gewiß hat das kleine Land nicht den Verbrauch des großen Deutschland, immerhin darf nicht übersehen sein, daß seine Industrie in unaufhaltsamem Fortschritt begriffen ist, einen gesteigerten Konsum für die Zukunft gewährleistet. Schon in das sechzehnte Jahrhundert fallen die Anfänge der Seidenindustrie, in das achtzehnte die der Strohflechterei. Die berühmte Uhrenindustrie ist mehr als dreihundert Jahre alt. Die Textilindustrie des Kantons St. Gallen soll schon vor zweihundert Jahren 100.000 Personen in weitverteilten Einzelbetrieben beschäftigt haben. Einen zeitlichen Gegensatz zu der ältesten Industrie des Landes — der Baumwoll- und Leinenweberei — bildet die Maschinenindustrie des Landes; sie ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, setzte erst mit der Einführung der Dampfmaschine und Eisenbahn ein, um sodann in ungeheurer Entwicklung an die Spitze aller Gewerbszweige zu treten. Daß es gerade auf diesem Gebiete der kohlen- und eisenarmen Schweiz, die noch obendrein der billigen Wasserstraßen entbehrt, gelungen ist, den Wettbewerb des Weltmarktes erfolgreich zu bestehen, muß als Beweis gelten für hohe Intelli-

genz, ungewöhnlichen Fleiß und für das Bestreben, nur solide Arbeit zu leisten. Gewiß ist die Kündigung des Handelsvertrages auf den Wunsch der schweizerischen Regierung zurückzuführen, durch Abschluß neuer, zeitentsprechender Verträge die weitere Entwicklung der schweizerischen Industrie zu fördern und zu sichern. Man wird gut darum tun, den Wünschen der Schweiz in jeder nur möglichen Art entgegenzukommen. Es gilt nicht nur, sich in der Schweiz ein ausdehnungsfähiges Absatzgebiet für unsere landwirtschaftlichen Produkte zu sichern und zu erhalten; durch eine derartige Bevorzugung schweizerischer Industrieartikel machen wir uns vom Markte Deutschlands frei, das, solange es für die Agrarier maßlos schwärmt, unser wirtschaftlicher Freund unmöglich bleiben kann. An dieser wirtschaftlichen Voraussicht hat es bisher bei uns an allen Enden und Ecken gefehlt. Wiewohl die schweizerische Maschinenindustrie vor jeder fremdländischen, so auch vor der deutschen, bestehen kann, haben wir bisher unseren Bedarf hierin stets in Deutschland gedeckt; einen ganz verschwindenden Bruchteil, der kaum zwei Millionen Kronen präsentierte, lieferte uns die Schweiz.

Bevor wir unsere Vertragsverhandlungen mit der Schweiz eröffnen, werden die österreichisch-ungarischen und deutschen Unterhändler in Dresden zusammentreten und den neuen Vertrag durchberaten. Mehr kann unser Bundesgenosse von uns nicht fordern. Wir reichen ihm die brüderliche Hand, öffnen seinen Industrieprodukten die Zollschranken unseres Reiches, verlangen aber auch für unser Korn und unseren Weizen ein gleiches Entgegenkommen. Will aber das moderne Deutschland von den Regeln einer modernen Wirtschaftspolitik, insbesondere einer internationalen Arbeitsteilung, nichts wissen, geizt es nach dem unerreichbaren Ruhme, als Agrikultur- und Industrierat eine Führerrolle zu spielen, so wissen wir auch, daß in der freien Schweiz unsere künftigen wirtschaftlichen Freunde wohnen.

Benno George.



Kunstausstellungen.

Hagenbund. Der Hagenbund hat diesmal den Versuch einer Sommerausstellung gewagt. Wie er finanziell ausgefallen ist, ob die Fremden fleißig gekauft haben, weiß ich nicht. Künstlerisch ist das Ergebnis sehr mager; nichts Hervorragendes, wenig Beachtenswertes. Die ganze Ausstellung sieht äußerst uniform

aus. Das macht aber nicht der österreichische Charakter, fehlen doch nicht nur bei dieser Veranstaltung, sondern im Hagenbund überhaupt die eigenartigsten Künstler, über die Österreich gegenwärtig verfügt. Die Gleichartigkeit der anderthalbhundert Ausstellungsobjekte, die den Beschauer so rasch abstumpft, liegt in der gemeinschaftlichen Mittelmäßigkeit, die nur schwach zwischen sentimentalem Philisterium und geschmackloser Affektiertheit hin und herschwankt. Vieles von dem Ausgestellten tischt der Hagenbund bereits zum zweiten Mal auf, selten macht dieses da capo Freude.

Unter allen Malern am meisten hat Graf ausgestellt, doch ist wieder alles Talmi. Sein neuester Trik ist, in Öl und Tempera sichtlich fade farbige Landschaftsradierungen gewisser moderner Franzosen nachzuahmen. Angesichts des halben Dutzends Bilder, die von dem jungen Roux zu sehen sind, wünscht man diesem nicht gewöhnlichen Talent reiche Anregung und strenge Selbstzucht, damit er auch wirklich das halte, was es verspricht. Goltz hat sich immer „strebend bemüht", und oft ist es ihm gelungen, eine weiche Stimmung festzuhalten. Von seinen fünf Bildern berührt auch diesmal das eine oder andere sympathisch. Das sind die drei Maler, von denen am meisten zu sehen ist. Unter den bescheidener vertretenen fällt Hayek mit einigem flott und kraftvoll Tüchtigen auf. — Unter den Bildhauern, die ausgestellt haben, nimmt der Zahl, der Größe und der Aufstellung seiner Arbeiten nach Meštrović die erste Stelle ein. Er ist sicherlich begabt, hat aber noch viel zu lernen. Das „Porträt eines jungen Künstlers" und „Der Dichter" wirken komisch, die „Gruppe aus einem kroatischen Lied" ist Meuniers unvergleichlichem „Verlorenen Sohne" nachempfunden. Rosa Silberer hat sich im „Sonnenaufgang" an eine Aufgabe gewagt, die für sie zu schwer ist. — Die Kleinplastik ist reichlich durch die mannigfachen Arbeiten Gurschners vertreten. Die meisten sind wenig erfreulich, viele sogar trostlos langweilig. — Die Graphik weist unter anderem farbige Originalholzschnitte von Roizman, Józsa und Herzig auf, doch weichen diese über das Niveau der dilletierenden Damen, die im vergangenen Jahre so viele Originalholzschnitte für das „Ver sacrum" beisteuerten, kaum hinaus. Fritz Hegenbarts „Lebens-Kanon" war schon einmal ausgestellt. Mesemanns großes Blatt „Kameraden" (zwei Pferdeköpfe) wirkt eher wie eine uninteressante Zeichnung als wie eine Radierung.

Im Katalog der Ausstellung fielen mir diesmal ein paar Fehler auf; Nr. 112 ist ein Aquarell, Nr. 124 ein Pastell und kein Ölgemälde.

Agathon.

Besprechungen und Notizen.

Lebensbild des Generals Uchatius von Alfred v. Lenz (Wien, Karl Gerolds Sohn, 1904). — Die gelegentlich der Delegationssitzungen des heurigen Jahres aufgeworfenen Geschützfragen veranlaßten Alfred v. Lenz, ein erschöpfendes und liebevoll aufgefaßtes Bild seines Freundes, des Generals Uchatius, auszuarbeiten. Der geniale Mann, bescheidener Familie entsprossen (geb. 1811 zu Theresienfeld), diente von der Pike auf. Zunächst war er für den Kaufmannstand vorgebildet und erst, da er als Unterkanonierkadett in der

Rennwegkaserne in Wien assentiert worden war, fand er den richtigen Boden für seine Betätigung. Am meisten weiteten sich seine fachmännischen Kenntnisse durch eine in hohem Auftrage unternommene Studienreise in Belgien, Frankreich und England (1850). Rasch stieg er nunmehr die Stufenleiter militärischer Ehren empor. Die Erfindung der Stahlbronze für Geschütze und seine Theorie der „Pulverprobe", durch die er ein verläßliches Maß für die Stärke der Schußmaterialien lieferte, machten seinen Namen berühmt. Das Bild des geistvollen Erfinders weiß der Verfasser obendrein noch durch seine Schilderung als Mensch, vor allem als Familienvater zu verklären. Ein Bild aus dem Jahre 1881 ist dem interessanten Buche als Schmuck vorangestellt.

Dr. Karl Fuchs.

Die Horen. Vierteljahrsschrift für Poesie und Kritik. 2. Jahrgang. Frühling und Sommer. Wien 1904. — Die beiden neuen Hefte der „Horen" bringen manches gute. Sie haben aber doch, wie ihre Vorgänger, mehr den Charakter von Lesebüchern als den einer Zeitschrift. Daran ändert auch nichts der Umstand, daß nunmehr der Prosa ein etwas weiterer Raum geöffnet wurde. Wie das Blatt bisher aussieht, zeigt es schon meilenweit an, daß es von den Mitarbeitern für die Mitarbeiter gedruckt wird. Wer mit den Literaturverhältnissen einigermaßen vertraut ist, merkt dies auf den ersten Blick; und in dessen Augen ist eine derartige Zeitschrift bezüglich ihres Wertes gleich gerichtet. Die wenigsten nehmen sich dann noch die Mühe, mehr ins Innere einzugehen und nähere Gründe für ihr rasches (aber sicheres) Urteil zu suchen. Darum muß selbst der Schein des Dilettantismus vermieden werden. Dieser und der Mangel an einem einheitlichen Programm haben schon manches Blatt zum Fallen und Verschwinden gebracht. Es ist ja recht schön, wenn man jeden zu Worte kommen läßt. Man muß aber darum doch nicht Schulbanklyrik bringen. Poetische Beiträge, wie sie Alfred Becker („Sehnsucht"), Hans Sprinzl („Treuäuglein"), Karl Mathies („Träumerei") u. a. zum besten geben, schaden dem Blatte mehr, als ihm die materiellen Beiträge solcher Leute nützen. Man verlangt ja nicht durchaus Genialitäten. Aber das ausgesprochen talentlose und stümperhafte Geversel muß unbarmherzig ausgeschlossen werden.

Ich schlage den „Frühling" auf und finde Sida Schüllers „Ich liebe Dich!" Das ist ja ein sehr löbliches und reizendes Geständnis. Eine liebende junge Dame ist ja von vornherein sympathisch, aber an solchen Versen findet wohl kaum der „Er" Geschmack, wenn ihm die Liebe nicht den letzten Rest der Urteilskraft geraubt hat. Wenn Elise Amon ihre schmerzliche Erinnerung besingt, wenn Ernst Limé sich über seinen Dichterfluch beklagt und Ludwig Klebinder naiv-bescheiden wünscht: „Ich wollt', ich wär' ein Dichter" — kurz, wenn man solche ungewollte Heiterkeiten liest, wie sie die genannten Gedichte bieten, muß man schon eine große Überwindungskraft besitzen, um noch weiter zu blättern.

Gehässig scheint diese Strafpredigt. Zum Übelwollen habe ich aber gar keinen Grund. Im Gegenteil möchte ich den „Horen" schon im Interesse der guten Sache einen schönen Aufschwung gönnen. Ich habe seit dem Bestehen des Blattes über dessen Anlage und Inhalt wiederholt scharf abgeurteilt, obwohl es mir, wie ich gern bekenne, recht sympathisch ist. Stünde ich den „Horen" gleichgültig oder feindselig gegenüber, so hätte ich keine weitere Zeile verschwendet.

Von dem vielen Schönen, das die beiden letzte Hefte enthalten, kann ich nur weniges besonders hervorheben. Namen wie: Hermann Hango, Maurice von Stern, Kory Towska, Wolfgang Madjera, Arthur Schnitzler verlangen keinen Kommentar. Man ist gewohnt, von ihnen wenigstens nichts Schlechtes zu hören. Hübsches lesen wir von Else Rubricius, Otto Born, Else Schrempf, Malea Byne, Hugo Schoeppl, Ludwig Aichinger, Johanna Weiskirch, Vinzenz Bayerl, Richard Keller, Karl Wallner-Vallazza. Paula Meyer hat in ihrer Skizze „Die Sünde" ein schönes, von poetischer Leidenschaft und hohem Talent zeugendes Stimmungsbild gezeichnet. Auch Erich Ebensteins „Gewesen" ist eine, wenn auch etwas grelle, so doch wirksame und tiefgreifende Seelenmalerei. Louise Koch lernen wir wieder einmal von ihrer düstersten Seite kennen. Von ihren Gedichten im Frühlingsheft „Frau Berta singt" und „Ich bin ein Sonntagskind" ist das erstere etwas gezwungen und hart im Ausdruck, das zweite eine stolze große Tränenperle. Die Gedichte im Sommerheft „Ich schrei' zu Dir" und „Von meinem tiefgeheimen Sehnen" wirken trotz ihrer hohen poetischen Schönheit durch ihre grenzenlose Schwermut beängstigend. Gleiche Töne schlägt Josef Schicht an; er bleibt aber, was Tiefe und Gewalt des Ausdruckes betrifft, hinter seiner Partnerin zurück. — Franz Walden gehört zu den besten. Die Gedichte „Promethidenlos", „Wenn ich dann sterbend in den Kissen liege" und „Das sind die lauen Sommernächte" sind lyrische Edelsteine. Seine Skizze „Auferstehungsmorgen" aber ist das einzig schöne Hohelied der Liebe.

K. H.



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.

Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.